



Wöchentlich Eine Nummer.
Preis vierteljährlich 2 Mark.

№ 47.

Alle 14 Tage Ein Heft.
Preis 35 Pfennig pro Heft.

Ziele des Lebens.

Roman

von

W. Berger.

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Erstes Kapitel.

Vater und Sohn.

In ehrenfester, angesehenener Handelsstadt war Konstantin Ueberweg. Sein Haus florirte in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts, also zu einer Zeit, in welcher es konservative Leute, die auf den besten Ueberlieferungen mit Fleiß und Besonnenheit weiterbauten, noch zu etwas bringen konnten. Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen, diese modernen Beschleuniger des Verkehrs, diese Erzeuger neuer Geschäftsarten und rastlosen Dränger der gegenwärtigen nervösen Generation, waren noch nicht erfunden. Die starkrippigen, bauchigen, zweimastigen Segelschiffe des Hauses Ueberweg klepperten unverdrossen auf altgewohnten Kursen hin und her über den Ozean und hatten keine Konkurrenz zu fürchten. Das Leben ging dazumal noch einen ruhigen, gemessenen Gang; die Sitten waren patriarchalisch, die Formen des Verkehrs ceremoniös. Konstantin Ueberweg trug noch bei festlichen Veranlassungen Kniehosen und Schnallenschuhe und empfand nicht, daß diese Tracht irgendwie unbequem war.

Mit zweierlei Art von Leuten operirt die Vorsehung, wenn sie irgendwo die Entwicklung ihrer Erdenkinder weiterreiben will. Einmal schafft sie kritische Köpfe, welche die Vernünftigkeit aller be-

stehenden Einrichtungen anzweifeln, fanatische Idealisten, die in den Wolken einen bessern Staat, eine bessere Gesellschaft sehen und sie unten nachahmen möchten. Dann aber streut sie auch Leute in der gährenden Menge aus, die jenen unzufriedenen Rebellen und diesen sanguinischen Windbeuteln als Hemmschuhe dienen müssen und dafür sorgen, daß ihnen der Karren des Fortschritts nicht gar zu arg in die Waden fährt.

Zu diesen letzteren Leuten gehörte auch Konstantin Ueberweg. Als mit jähem Brausen der Völkfrühling von Anno Achtundvierzig durch das Land fuhr, wie man im damaligen Phrasenklingslang die Erregung der Geister zu nennen liebte, stand der Handelsherr seiner Natur und Bestimmung nach auf der Seite des Alten. Nicht mit dem Schwert in der Hand, hitzig für die Konservirung der alten Zustände einstehend — dafür war er zu bedachtsam, zu sehr als Kaufmann gewöhnt, den Zeitläuften Rechnung zu tragen. Aber er hatte seiner Abneigung gegen den Schwall der Neuerungen kein Hehl und wurde so mißliebig bei der Majorität seiner Mitbürger, wie dazumal ein Mensch nur werden konnte, der sich mit Stolz Reaktionär schelten ließ. Mehrmals mußte er den Glaser kommen lassen, damit derselbe die Front seines Hauses mit einer Garnitur neuer Scheiben versehe, und auf der Straße ereignete es sich wohl, daß ein Stein in der Nähe seines Kopfes vorüberflog.

Dieß Alles focht Konstantin Ueberweg wenig an. „Ungeßtüme Winde blasen sich bald aus,“ versicherte

er ruhigen Blutes seinen ängstlichen Freunden und trug die Kreuzzeitungsfarbe nur noch öffentlicher zur Schau. Was ihn aber ernstlich bekümmerte, war, daß sein einziger, zwanzigjähriger Sohn Arthur die Ideen in sich aufgenommen hatte, welche der damaligen jungen Generation funkelnagelneues Goldgepräge zu tragen schienen. Es gab heftige Auftritte in dem stillen Hause der alten Hansestadt. Der Vater, sonst in seinem Gebahren bei unliebsamen persönlichen Erfahrungen so milde, zeigte sich gegen den Sohn unbulbsam und hart. Er setzte dem Brausekopf die Autorität des Alters, der Erfahrung entgegen; er meinte, ihn zwingen zu können, daß er Perrücken und Zöpfe als Heiligthümer verehere, weil sie einst Symbole der Würde, des Ansehens gewesen seien.

Es ging nicht an; das junge Blut empörte sich nur heftiger. Unleidlich wurde Arthur das Leben im väterlichen Hause. Die Mutter, welche vielleicht zwischen Vater und Sohn hätte vermitteln können, war todt, eine ältere Auserwählte, welche den Knaben erzogen hatte, noch konservativer als Konstantin Ueberweg. Endlich riß Arthur die Geduld; insgeheim traf er Anstalten, zu fliehen, um sich den babilonischen Freischaaren anzuschließen.

Aber einige der Vertrauten des jungen Hitzkopfs, bedächtiger als er, erschrafen nicht wenig über die tolle Vorhaben. Zwar trugen auch sie, der Mode gemäß, ihre Taschenuhren an schwarzrothgoldnenem Bande, zwar hatten auch sie sich als Mitglieder in einen demokratischen Klub einschreiben lassen und klatschten daselbst den Schlagwörtern des Tages den lautesten Beifall. Dennoch erschien es ihnen als Wahnsinn, daß ein junger Mann in Arthur's Verhältnissen sich um eines politischen Zweckes willen einer leiblichen Gefahr aussetze. Und außerdem mochte ihnen als jungen Kaufleuten, denen gelehrt worden war, den eigenen Vortheil niemals außer Augen zu lassen, ein Pfund Dankbarkeit vom Vater Ueberweg werthvoller erscheinen als ein Centner Freundschaft vom Sohn. Kurzum: diese weltflügen Freunde verriethen Arthur's Pläne an den Vater.

Und nun griff Konstantin Ueberweg zu einem verzweifeltsten Mittel, um dem Sohn ein- für allemal einen Schritt wie den beabsichtigten unmöglich zu machen. Er ließ Arthur Nachts im Schlafe von vier Matrosen überfallen, knebeln, binden und an Bord eines seiner Schiffe bringen, das segelfertig auf dem Flusse lag und nach Charleston bestimmt war.

Am nächsten Morgen waren die Segel des Fahrzeugs im Dunste der Ferne verschwunden. Erleichtert athmete Konstantin Ueberweg auf: sein Sohn war sicher. Wohl schnürte sich ihm das Herz zusammen, wenn er an die harte Maßregel dachte, die ihm die Sorge um des Sohnes Wohl abgerungen hatte. Aber sein einziges Kind vor den verderblichen Folgen eines gefährlichen Wahns zu schützen, selbst mit Gewalt, das war seine Pflicht. Damit beruhigte er sich und sah mit unbewölter Stirn die Wogen der Bewegung langsam ausbranden. Indem er seinen Sohn in die Fremde hinausstieß, hatte er ihm das Vaterland erhalten; er hoffte, er rechnete darauf, daß dieser Sohn dieß dereinst einsehen und ihn für seine gewaltsame That segnen werde.

Arthur, zuerst in Wuth auslobernd, in seinen Fesseln tobend und rasend, hatte bald erkannt, daß Widerstand nutzlos war. Auf schmalem Bett in enger Kabine liegend, die man ihm als Gefängniß angewiesen, versiel er in dumpfe Betäubung. Unerhörtes war ihm geschehen. Seit die Menschen sich einander quälten und knechteten, meinte er, habe noch nie ein Sohn von Vaters Händen solche Vergewaltigung erfahren müssen als er. Mit starkem Selbstbewußtsein ausgerüstet, empfand er die ihm gewordene Behandlung als unerträglichen Schimpf. Nicht weiter leben mochte er unter der Schmach, die ihm angethan worden war. Er stellte sich mit nur allzu lebhafter Einbildungskraft vor, wie zu Hause die Bekannten sein klägliches Schicksal belachen würden — sie, die abscheulichen Verräther! — wie die Mütter von dem eigensinnigen Knaben, den der Papa in die Zwangsjacke gesteckt habe, in seiner Vaterstadt von Mund zu Mund laufe. Zum Spott der Menschen war er geworden für alle Zeit. Hartnäckig verweigerte er, Speise und Trank zu sich zu nehmen. Dem Kapitän, der all seine schlichte Veredsamkeit aufbot, um den Bemitleidenswerthen zu trösten, ihn zu bewegen, sich in seine Lage zu schicken, gab er keine Antwort.

Aber Arthur's Natur war stärker als sein Wille. Als nach einigen Tagen vollständige physische Erschöpfung eingetreten war, litt er, daß man ihn Nahrung einflöste. Und bald darauf schlich er am Arme des Kapitäns auf Deck und blickte aus trüben, tief in den Höhlen liegenden Augen müde über die weite Fläche des Ozeans.

In der Einsamkeit zwischen Wasser und Himmel ist die Ergebung in das Unabänderliche leichter als irgendwo anders. Und auch Arthur fügte sich. Aber aus dem lebensfrohen, schwärmerischen Jüngling war ein argwöhnischer, grüblerischer Mann geworden.

„Die Mühe, mich zu bewachen, können Sie sich sparen,“ sagte er bitter zum Kapitän. „Ich denke nicht mehr daran, mir das Leben zu nehmen. Unter uns, Kapitän: ich war ein blödsinniger Thor. Ich bildete mir ein, die Tyrannen zu hassen — ich, der ich niemals Tyrannei in irgendwelcher Gestalt erfahren. Jetzt erst, da ich an meinem eigenen Leibe Zwang erduldet habe, da meine Persönlichkeit angefaßt und roh in den Staub geworfen worden ist, jetzt erst weiß ich, was Haß ist.“

Und Arthur ballte die abgemagerten Hände.

„Neben Sie nicht so, lieber junger Herr,“ erwiderte der Kapitän erschrocken. „Was Ihr Vater an seinem Kinde gethan hat, kann er vor Gott verantworten.“

„So mag er's dereinst thun; vor mir wird er's niemals.“

Zwischen ließ Arthur die Augen nach Osten schweifen. „Dort,“ sagte er, „lag meine Bahn zu einer Wirklichkeit, wie sie meinen Anlagen gemäß ist. Verirren konnte ich mich, doch im Schlechten, im Gemeinen verlieren niemals. Immer wäre ich mir selbst treu geblieben. Wohl: es hat nicht sollen sein. Sei denn das Land, zu dem wir segeln, fortan meine Heimat! Wurzeln schlagen werde ich auch dort und einen Stamm in die Höhe treiben.“

Aber zwischen mir und Jenem, der mich aussetzen läßt an ferner Küste, kann nimmermehr Gemeinschaft sein. Seinen Namen will ich behalten; es ist ein guter alter Name, den vor ihm viele Ehrenmänner getragen haben — weiter will ich, weiter nehme ich nichts von ihm — nicht eine Rinde Brod, Kapitän, wenn ich dem Verhungern nahe bin. — Wer würde von dem Feinde, der ihn niedergestoßen, der ihn all' seiner Habe beraubt hat, schließlich noch ein elendes Almosen annehmen wollen? Ich wahrlich nicht. Lieber würde ich untergehen mit knirschenden Zähnen und einem Fluch auf den Lippen!"

Und Arthur, trenn diesem Worte, benützte in Charleston weder den ihm von seinem Vater angewiesenen Kredit, noch machte er Gebrauch von dessen Empfehlungsbriefen. Er ließ von dem Kapitän eine kleine Summe Geldes und warf sich, obgleich der Landesprache kaum mächtig, fest in das fremdartige Treiben.

Nicht lange hatte er nöthig, nach Beschäftigung zu suchen. Die Baumwollerrnte fing an zur Küste zu kommen. Im Hafen warteten ladefertige Schiffe, andere, in Ballast segelnd, waren unterwegs vom Norden, wo sie ihre Ladung von Europamüden abgeben hatten. Der intelligente junge Deutsche, der sich einer vortrefflichen kaufmännischen Schulung rühmen durfte, war den großen Verschiffen von hohem Werth. Er mochte ihnen helfen, die andringenden Geschäfte zu erledigen; hernach, wenn die Hochflut vorüber war, konnte er seiner Wege gehen.

Aber Arthur war nicht einer jener vertrauensseligen Jünglinge, die im fremden Lande eine Stelle um jeden Preis nehmen und sich dann geborgen wähnen. Als er bemerkte, daß man um ihn warb, erwog er mißtrauisch bei sich, wozu man ihn gebrauchen wolle und was er denwerbenden werth sein möge und stellte nach reiflicher Ueberlegung seine Forderung. Sie wurde bewilligt, wenn auch nach einigem Widerstreben, und Arthur sah sich für ein Jahr als Commis engagirt, mit einem Gehalte, weit höher, als es der höchstbesoldete Gehülfe seines Vaters bezog.

Der Schwärmer für Völkerfreiheit war in ein Land gekommen, worin man sein Evangelium nur mit einem bedeutungsvollen Vorbehalte gelten ließ. Der Weiße genoß die Erlaubniß, so ziemlich thun zu dürfen, was ihm beliebte, wenn er nämlich vermögend war; für den Schwarzen dagegen hatte von den Grundrechten der Menschheit auch das allgeringste keine Geltung. Aus diesem Unterschiede, seit Generationen mit fanatischer Härte festgehalten, war eine krankhafte Entartung beider Rassen entsprungen. Die Rasse der Pflanzer hatte sich zu einer Aristokratie entwickelt, die lediglich der Pflege ihrer eigenen, hybaritischen Existenz lebte und keinerlei Pflicht gegen Andere anerkannte; die unbegüterten Weißen sahen Jenen nach den Augen, insgesammt bereit, die Decrete der „südlichen Barone“ mit Messer und Revolver auszuführen. Tief gesunken, dem höchstentwickelten der Thiere nur noch wenig überlegen, zeigte sich die Rasse der Schwarzen. Der Fluch, welcher von jeher auf der Annahme wie

auf der Duldung naturwidriger Herrschaft geruht hat, trat in fast allen Lebensäußerungen deutlich zu Tage, welche Arthur, scharf um sich blickend, im Salon wie auf der Straße beobachtete.

Aber der kurirte Idealist sah und — schwieg; keinen der vielen Bekannten, die er bald in Charleston besah, ließ er merken, daß er an dem Stückchen Welt, worin er mit ihnen hauste, irgend etwas anzusetzen hatte. Lästige Frager, welche versuchten, ihn zur Offenbarung seines politischen Glaubensbekenntnisses zu verleiten, wies er mit überlegener Gewandtheit ab. Er sei Kaufmann, erklärte Arthur solchen freiwilligen Spionen, nichts weiter als Kaufmann, und demzufolge mit allen staatlichen Einrichtungen einverstanden, die ihm erlaubten, Geld zu verdienen. Außerdem aber wolle er genießen, fuhr er fort, und er sei von Jugend an belehrt worden, daß nichts so sehr die Genußfähigkeit beeinträchtige als die thörichte Manie, sich um Dinge zu kümmern, die mit dem persönlichen Wohlergehen nichts zu thun haben.

Natürlich gab man sich mit einem so plausiblen klingenden Bescheide zufrieden und ließ den harmlosen Fremden fortan unangefochten.

Nach Jahresfrist pilgerte Arthur weiter. Fast alle besuchte er sie nacheinander, jene heißen Hafenstädte der Sklavenstaaten, wo die Produkte eines übel bewirthschafteten Landes nach Europa verschifft wurden. Je länger er umherschweifte, desto weniger gefielen ihm die Erfahrungen, welche er, auch als Kaufmann, machte. Aller Handel, ohnehin kläglich beschränkt, wie in allen Ländern, worin ausschließlich Ackerbau getrieben wird, bewegte sich in ausgefahrenen Geleisen. Für einen Fremden, zumal einen mittellosen Fremden, gab es nichts zu erringen als im günstigsten Falle eine gut dotirte lebenslängliche Commisstelle. Und eine solche in einem Klima, das jährlich aus dem angeschwemmten Boden mit unangenehmer Regelmäßigkeit böse Seuchen erzeugt, schien Arthur ein schlechtes Ziel für seinen brennenden Ehrgeiz.

So wandte er sich denn, nachdem er sämtliche kaufmännischen Künste, welche man im Delta des Mississippi trieb, gründlich kennen gelernt hatte, nach dem Norden, nunmehr die Sprache beherrschend wie ein Eingeborener und im Aussehen und Lebensgewohnheiten dem Volke ähnlich geworden, unter welchem er sich so lange bewegt hatte. Warne Empfehlungen seiner zahlreichen Freunde verschafften ihm bald in einem großen New-Yorker Handlungshause eine Stellung, die ihm erlaubte, seine Kenntnisse und Fähigkeiten geltend zu machen. Dennoch würde er wahrscheinlich nur langsam Carrière gemacht haben, wenn ihm nicht ein glücklicher Zufall zu Hülfe gekommen wäre. Eine Firma in New-Orleans nämlich, welche mit Arthur's Hause seit langer Zeit Geschäfte getrieben hatte, war mit ihren Zahlungen an dasselbe arg in Rückstand gerathen. Auf eine energische Mahnung erfolgte die kaltblütige Antwort, die Firma sei damit beschäftigt, Vorschläge zu einem Arrangement mit ihren Gläubigern auszuarbeiten. Nun galt es rasches Handeln, um, wenn möglich, den drohenden Verlust zu verhüten. Von

den Prinzipalen war keiner entbehrlich, von den Angestellten nur Arthur mit den Verhältnissen im Süden bekannt. Der Noth gehorchend, wählte man ihn zum Sendboten, und am nächsten Morgen dampfte Arthur wiederum südwärts, mit unbeschränkter Vollmacht ausgerüstet.

Keinen Augenblick war Arthur darüber im Zweifel, daß er das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigen werde; denn er besaß den Glauben an sich selbst, an die Wichtigkeit des eigenen Urtheils, jenen Glauben, der zu allem Erfolge unerläßlich ist. Höchst unwillkommen war der scharfäugige, kurz angebundene Gast aus dem Norden den lässigen Herren in New-Orleans, welche, wie sich sofort ergab, zu den verheißenen Vorschlägen noch keine Feder angefaßt hatten. Man konnte Arthur die geforderte Einsicht in die Bücher nicht verweigern; aber man nahm möglichst wenig Notiz von ihm, während er darin umherstöberte und Bilanz zog.

Die Stunde kam indessen, in welcher die Unhöflichen entdeckten, daß Arthur sich nicht ignoriren ließ. Nachdem er sich ein klares Bild der Sachlage verschafft hatte, erklärte er den Firmeninhabern, daß er Namens seines Hauses sofortige Ausschüttung der Masse durch einen Unbetheiligten und unter gerichtlicher Kontrolle verlange.

„Sollten Sie,“ sagte er hinzu, „die Erfüllung dieser meiner Forderung verweigern, so werde ich keinen Augenblick zögern, dieselbe zu erzwingen. Auch die Erwägung wird mich daran nicht hindern, daß Ihre Gerichte vielleicht aus dem eigenthümlichen Wirrwarr, der in Ihren Büchern herrscht, ganz besondere Folgerungen betreffs Ihrer Absichten ziehen werden.“

Die beiden Amerikaner wechselten einen raschen Blick.

„Ich würde,“ sagte der Eine gähmend, „in einer halben Stunde diesem Fiebernest den Rücken kehren, wenn's für uns noch einen nennenswerthen Saldo bei der Bank auszuheben gäbe.“

„Diesen Saldo habe ich überdieß soeben mit Beschlag belegen lassen,“ entgegnete Arthur kühl. „Uebrigens,“ fuhr er nach einer Weile fort, „ist mein Haus geneigt, alten Geschäftsfreunden gegenüber sich liberal zu zeigen.“

Suwiefern, verlangten die Bedrängten zu wissen.

„Sie werden ohne Zweifel anderswo Ihr Glück versuchen, meine Herren. Möglicherweise haben Sie Erfolg. Wenn Sie mir versprechen, vorzugsweise mit meinem Hause zu arbeiten, so entschliefte ich mich vielleicht, Sie vor Ihrer Abreise mit einigen Baarmitteln auszustatten. Natürlich würde ich in diesem Falle noch außerdem gewisse Bedingungen stellen.“

Schleunigst fuhren die Amerikaner auf diesen Köder los.

„Seien Sie offen mit uns,“ sagte der Zweite, seine bisherige Reserve ablegend. „Ich bin den Zustand zwischen Leben und Sterben satt, worin wir uns nun schon seit Jahr und Tag befinden. Was bieten Sie? Und was verlangen Sie dagegen?“

„Ich zahle einem Jeden von Ihnen zweitausend Dollars, sobald Sie mir Ihre Geschäftsanteile durch notarielle Akte übertragen haben.“

Die beiden Falliten horchten hoch auf, als sie diesen Vorschlag vernahmen. Nach kurzer Ueberlegung und einem vergeblichen Versuche, Arthur zu einer Erhöhung der gebotenen Summe zu veranlassen, erklärten sie sich einverstanden. Sie waren froh, aus dem Schiffbruch nicht allein mit heilen Gliedern davonzukommen, sondern noch die Taschen gefüllt zu erhalten. Was den jungen Deutschen bewog, für ein bankrotttes Geschäft viertausend Dollars zu zahlen, kümmerte sie nicht weiter.

Arthur aber wußte recht wohl, was er that. Nicht ohne Nutzen hatte er die Bücher der insolventen Firma studirt. Dieselbe besaß in einer Anzahl von werthvollen Verbindungen einen kostbaren Fonds; es hatte nur den bisherigen Inhabern, schlaffen Genüßmenschen, an Energie und Beharrlichkeit gefehlt, um denselben nutzbar zu machen. Ueberdem war die Unterbilanz nicht beträchtlich, und Arthur bedachte, daß die Aktiva eines lebendigen Geschäfts einen weit höheren Werth haben als diejenigen eines todtten. Bereits in New-York war er der Ansicht gewesen, sein Haus könne durch das Medium einer Filiale im Süden sein Abzugsgebiet bedeutend vergrößern. Hier nun stand die Maschinerie fix und fertig; etwas in Unordnung gerathen war sie zwar; es fehlte ein Rad, eine Stange hier und dort; diese Uebelstände ließen sich indessen mit verhältnismäßig geringem Kostenaufwand beseitigen.

Allerdings wurde es Arthur nicht eben leicht, seine Prinzipale von der Wichtigkeit eines Verfahrens zu überzeugen, dessen Kühnheit ihnen imponirte. Anstatt Geld zu bringen, verlangte er neue Opfer und verwies auf die Zukunft, welche Alles doppelt und dreifach wieder einbringen werde. Arthur trat indessen mit solch' unerschütterlicher Sicherheit für die Zweckmäßigkeit seines Schrittes ein, wußte so gewichtige Gründe zu seiner Rechtfertigung anzuführen, daß er schließlich die Leiter des New-Yorker Geschäftes zu seiner Ansicht bekehrte. Sie stellten ihn, seinem Wunsche gemäß, an die Spitze der durch Vertrag erworbenen Firma in New-Orleans.

Und bald zeigte sich, daß Arthur Recht gehabt hatte. Unter seiner geschickten Leitung flog das gefährdete, von Klippen scheinbar umschlossene Schiff mit vollen Segeln in das offene Meer. Damit aber befand sich Arthur auf dem sichern Wege zu Reichthum und Ansehen. Mit seinem Erfolge stieg sein Werth und er war nicht Derjenige, sich seine Arbeit zu niedrig honoriren zu lassen.

Damals, als Arthur in der dumpfen Schiffskabine die Selbstmordgedanken niedergezungen und sich entschlossen hatte, das ihm aufgezwungene Schicksal zu tragen wie ein selbstbereitetes, da gelobte er sich, alle Kraft einzusetzen, um in der Handelswelt höher zu klimmen, wie der gehasste Vater stand. Zeigen wollte er dem gewalthätigen Manne, daß er einen Helfer von sich gestoßen, der sein Metier besser verstand als er selbst.

Trotzig und zäh hielt Arthur diese Gedanken fest. Allmählig hatte sich sein Blick erweitert, seine Energie gesteigert; er durfte sich für befähigt halten, die größten kaufmännischen Unternehmungen selbstständig zu leiten. Für solche aber, die Arthur im

Sinne hatte, war kein Boden in New-Orleans. Der strebsame Ungebildige mußte indessen seine Sehnsucht nach einem günstigeren Terrain für seine Wagnis noch volle fünf Jahre ungestillt bei sich tragen. Da erst wandten sich plötzlich die Verhältnisse so zu seinen Gunsten, daß er die Südstaaten endgültig verlassen konnte.

Einer der Chefs des New-Yorker Mutterhauses wünschte sich zur Ruhe zu setzen; der andere ersuchte Arthur, an des Scheidenden Stelle zu treten. Damit hatte der Deportirte nach zehnjährigem, unausgesetztem Bemühen das Ziel erreicht, das er sich vorgesetzt. Kaum dreißig Jahre alt, war er Theilhaber in einem Handlungshause allerersten Ranges und durfte sich erlauben, mit stolzem Selbstgefühl herabzusehen auf das väterliche Geschäft jenseits des Ozeans.

Niemand aber widmet jahrelang seine besten Kräfte, sein Sinnen und Trachten irgend einem Gewerbe, ohne daß dieß Gewerbe seiner Natur ein eigenthümliches Gepräge verleiht. Hat man die Gedanken eine geraume Zeit immer durch dieselben Kanäle getrieben, so nehmen sie schließlich den bekannten Weg von selbst, und andere Pfade, die man sie einschlagen lassen möchte, erweisen sich als zugewachsen.

Dieß erfuhr auch Arthur jetzt. Eben fing der Handel an, sich des rasch wachsenden Telegraphennetzes zu bedienen. Verkehrsvereinerungen führten die Nothwendigkeit herbei, die bisherige Art des Betriebes vollständig umzugestalten. Der Handel wurde zu einem interessanten, ja geistreichen Spiele. Arthur konnte dieß Spiel, welches täglich zu neuen Kombinationen reizte, nicht entbehren. Es war nicht länger der Kapitalerwerb, dem er nachjagte, nicht länger die Position, zu welcher er sich empor zu arbeiten suchte. Die Periode des Strebens lag hinter ihm; gewonnen hatte er, was Glück und Beharrlichkeit dem Ringenden auf seinem Gebiete der Thätigkeit verleihen können. Dennoch trieb es ihn weiter und weiter; heultustig aus alter Gewohnheit, lauerte er mit unausgesetzter Wachsamkeit im Centrum eines Geschäftes, dessen Fäden über den ganzen Erdball liefen.

Was war doch aus dem Idealisten geworden, der einst für ein Utopien sein Leben hatte einsetzen wollen! Arthur, obgleich fast ausschließlich in amerikanischer Gesellschaft verkehrend, traf dennoch zuweilen mit einem jener deutschen Flüchtlinge aus den besseren Ständen zusammen, die nach dem Siege der Reaktion hinübergewandert waren, um unter der überschwenglich gepriesenen republikanischen Regierungsform die vielbesungene Freiheit zu suchen, die Freiheit und ihr bürgerliches Fortkommen. Beides war ihnen schlecht gegliückt. Schon wollte auf die Geschichte ihrer Leiden Niemand mehr hören. Anfangs zwar hatten die Amerikaner, mit allen Empörern sympathisirend, die nicht im eigenen Lande wohnen, ihnen thatkräftiges Mitleid entgegengetragen; bald aber waren der besiegten Revolutionäre aus Europa, die lärmend ihre Gastfreundschaft in Anspruch nahmen, zu viele geworden. Man ließ sie fallen; gegen die importirten politischen Theorien lehrte sich die Spott-

lust der Eingeborenen, der früher Eingewanderten. Die armen Exilirten! Verloren trieben die Meisten in dem Gewühl, zu alt, um zu lernen, zu eigensinnig, um sich zu schicken. Spurlos untergegangen sind sie bis auf einige Wenige in der wilden Jagd nach dem köstlichen Dollar, an welcher die bittere Nothwendigkeit sie zwang, theilzunehmen.

Arthur ließ sich die Geschichte der deutschen Erhebung von 1848 von Landsleuten erzählen, die thätigen Antheil daran genommen hatten. Verwundert, befremdet schüttelte er den Kopf. Wie eine uralte Mär erschien ihm, was er hörte. Vergilbt, verwittert waren die Blätter, auf denen die Geschichte den thörichten Versuch seines Volkes verzeichnet hatte, zur Einheit zu gelangen. Arthur verschwie, daß er auf dem Punkte gestanden, an diesem Versuch sich zu betheiligen; er schämte sich seines damaligen kindischen Opfermuthes, schämte sich der schönen Begeisterung seiner Jünglingsjahre. Wie war er doch seitdem so kalt-vernünftig geworden! Halb mitleidig, halb verächtlich sah der in fremder Lebensform Befangene hinüber auf das Volk zwischen Rhein und Belt, von dem er stammte. Vergebens, so meinte er, immer vergebens werde dieß Konglomerat eifersüchtiger Stämme aus den angewachsenen Fesseln uralter Sonderung zur Einheit streben. Und wenn je ein armer Emigrant seiner Nation, dessen Herz im Vaterlande geblieben war, sich hinreißen ließ, von kommenden Tagen der Freiheit zu schwärmen, dann hatte Arthur nur Worte des Hohns für den Gimpel, der von dem gebeugten Halme erwartete, daß er sich aufrichte.

So hatte Arthur mit seiner Vergangenheit gebrochen und sein früheres Selbst verstand er nicht mehr. Mit seiner Heimatstadt war er ohne Verbindung. Hin und wieder allerdings stellte ein soeben von dort angekommener junger Glücksjäger sich ihm vor und bat den Einflußreichen um Protektion. Kurz fertigte Arthur die Zudringlichen ab; er hatte weder Zeit noch Lust, sich Landsleuten gefällig zu erzeigen. Auch einige Abgesandte seines Vaters oder Solche, die er dafür hielt, suchten im Laufe der Zeit Zutritt bei ihm, — neugierige, geschwätige Leute, die bei Gelegenheit einer Geschäftsreise sich wahrscheinlich erboten hatten, die Versöhnung zwischen dem jungen und dem alten Ueberweg zu Stande zu bringen. Sie Alle empfingen schroffe Abweisung; noch immer wallte Arthur's Blut auf, wenn er des Vaters gedachte.

Mit besonderer Bitterkeit brach er gegen den letzten Besucher dieser Art los. „Sie meinen wohl,“ sagte er, „weil mir zum Guten ausgeschlagen ist, was mir Böses zugefügt wurde, ich sollte deshalb die Hand segnen, die mich in die Fremde stieß? Ein solcher Schwächling bin ich nicht. Daß ich etwas geworden bin, danke ich mir selbst; berathen hat mich Niemand, geholfen hat mir Niemand. Als ein neuer Mensch, frei von allen Verpflichtungen, habe ich den Boden dieses Landes betreten, und keinem bin ich seitdem eine Verpflichtung schuldig geworden. Sie sagen, mein Vater werde alt, werde gebrechlich. Das ist der Lauf der Natur; ich vermöchte nichts daran zu ändern, wenn ich der zärt-

lichste Sohn wäre. Er bedürfe dringend einer Stütze, theilen Sie mir mit. Erwarten Sie etwa von mir, daß ich Krankenwärter bei ihm werde, oder als Hülfсарbeiter in sein Geschäft eintrete? Er mag sich einen Pfleger miethen und sein altmodisches Geschäft an irgend einen ehrgeizigen Krämer abtreten — mir ist's gleichgültig, was er thut. Ich wünsche fernerhin nicht mehr mit Ansprüchen beeheligt zu werden, die nicht den Schatten einer Berechtigung haben. Bestellen Sie dieß zu Hause und entschuldigen Sie, daß ich mir versagen muß, Ihnen weitere Zeit zu widmen."

Fortan blieb Arthur von jedem Ansturm auf sein Herz verschont. Auch hatte er seltener als je zuvor Veranlassung, der Vergangenheit zu gedenken; denn es kamen unruhige Zeiten und die Gegenwart nahm sein Sinnen vollauf in Anspruch. Der Süden begann den Kampf für seine Selbstständigkeit. Arthur, als gründlicher Kenner des rebellischen jungen Staatenbundes, unterschätzte die Widerstandskraft desselben von Anfang an nicht. „Baumwolle wird theuer werden," sagte er zu seinem Associé und lagerte Tausende von Ballen in seinen Speichern. Der Nutzen daran war enorm, als Arthur nach langem Warten zum Verkauf schritt; nun aber erhob sich die Frage, wie die Menge des einkommenden Geldes vortheilhaft anzulegen sei.

Es war die Zeit, in welcher nach vielen verlorenen Schlachten der Norden sich zu einer letzten, gewaltigen Anstrengung zusammenraffte. Viele Kleinmüthige gab es damals überall, welche die Sache des Nordens verloren gegeben hatten; die Schuldverschreibungen der Regierung in Washington gingen betteln um Käufer. „Der Süden wird den kommenden Stoß nicht mehr aushalten," sagte Arthur, „das Ende des Krieges steht vor der Thür. Kaufen wir von unseren Bundesobligationen so viele, als wir bezahlen können!"

Wiederum hatte Arthur Recht. Nach Sherman's kühnem Zuge quer durch den Süden bis zur atlantischen Küste folgten die Schlachten um Richmond, folgte der gänzliche Zusammenbruch des Aufstandes. Nun stürzte sich allenthalben das Kapital gierig auf die verachteten Papiere und machte theure Bissen daraus. Arthur verkaufte. Genug des Mammons floß jetzt zurück zu ihm; er hätte die Hälfte des Grundes und Bodens seiner Vaterstadt damit erwerben können.

Als dämonische Macht schwebt das Geld über Denjenigen, welche mehr davon besitzen, als sie verbrauchen können. Es strebt zurück in den Verkehr; es will sich umtreiben, will sich mehren. Die unbesonnenen Köpfe verdreht es, die besonnenen erhellt es; von jenen flieht es, diesen trägt es sich zu. Was bei Arthur sich angesammelt hatte, ging befruchtend wieder aus; er verwandelte es in Fabriken, worin Viele ihre Arbeit in Brod umsetzen konnten. Und noch immer strömte es zu und heißte Beschäftigung. Arthur diente dem Tyrannen, so lange die Sonne am Himmel stand, und fand in diesem Dienst sein Genüge, der Zeit vergessend, die auch mit ihm dahinfuhr.

Eines Morgens fand der Fleißige auf seinem

Pult einen an ihn persönlich adressirten Brief, der ihm unter den übrigen auffiel. Die Aufschrift in deutschen Buchstaben war unverkennbar von einer Damenhand, der Poststempel Mentone. Eine deutsche Dame, die von der Küste des mittelländischen Meeres an ihn schrieb — sonderbar! Arthur öffnete den Brief mit mehr Neugier, als er sonst bei Entfaltung eines beschriebenen Blattes Papier zu empfinden pflegte. Er blickte nach der Unterschrift. „Klara Holder" las er. Wer in aller Welt war Klara Holder? Was sollten ihm die zierlichen Schriftzüge der Unbekannten mittheilen, die vier Oktavseiten bedekten?

Arthur begann zu lesen; er wurde gestört. Zum ersten Mal in seinem kaufmännischen Leben gab er zerstreute Antworten. Rasch führte er das Ende des unwillkommenen Besuchs herbei. Er schloß sich ein und las langsam weiter. Als er zu Ende war, stützte er den Kopf in beide Hände und verfiel in tiefes Nachdenken. Nach einer Weile fuhr er auf und machte eine Bewegung, als ob er das Blatt zerreißen wollte; doch besann er sich, glättete es bedachtam vor sich aus und vertiefte sich nochmals in den Inhalt.

Er las: „Gehrter Herr Vetter! Es ist mir zweifelhaft, ob Sie wissen werden, daß Sie eine Verwandte haben, die berechtigt ist, sich Ihre Cousine zu nennen. Erlauben Sie deßhalb, daß ich mich Ihnen als Enkelin Ihrer Tante Friederike vorstelle. Ich muß indessen fürchten, daß diese einfache Angabe nicht genügen wird, da Sie zwar einer Meta Bugenhagen sich erinnern werden, schwerlich aber wissen, was aus derselben geworden ist."

Arthur unterbrach seine Lektüre. „Meta Bugenhagen!" sagte er sinnend. „Die Gespielin meiner Jugend! Mein Schützling, als ich Knabe war! Hatte ich das kleine Mädchen mit den blonden Zöpfen doch ganz vergessen! Sie muß mit ihrer Mutter zu uns in's Haus gezogen sein, als ihr Vater starb. Wichtig; ich erinnere mich jetzt. Onkel Bugenhagen war ein vornehmer Humburg, der wild gelebt hatte, früh starb und meiner aristokratischen Tante Friederike unerwarteterweise nichts hinterließ als leere Kisten und Kasten. Als ich Europa verließ, war Meta in Pension. Und diese, ohne Zweifel erwachsene Klara Holder will schon ihre Tochter sein? Ist's denn möglich? So viele Zeit ist über mir dahingegangen, seit mir Meta den Abschiedskuß gab?"

„Ich muß deßhalb," schrieb Klara Holder weiter, „zu Ihrer Orientirung hinzufügen, daß meine Mutter, als sie noch sehr jung war, ein Verhältniß mit meinem Vater anknüpfte. Ihre Tante Friederike, welcher Stand und Herkunft des Schwiegersohns nicht genügten — mein Vater war Maler und der Sohn eines Volksschullehrers — widersezte sich dieser Verbindung auf's Heußerste. Als die Liebenden trotzdem heiratheten, nachdem meine Mutter sich durch heimliche Flucht der Gewalt ihrer Verwandten entzogen hatte, wurde sie von ihrer Familie ausgestoßen. Die Arme ist nun lange todt; in der Ehe, die sie eingegangen, hat sie keinen Ersatz für die aufgegebenen Bequemlichkeiten des Lebens gefunden. Zart von Gemüth, konnte sie nicht ertragen,

daß ihre Blutsverwandten in Feindschaft gegen sie standen. Als sie mich, ihr erstes Kind, geboren hatte, ist sie nicht wieder vom Lager aufgestanden.“

Arthur pausirte wieder. „Schöne Dinge sind in meiner Familie passirt,“ sagte er ingrimmig. „Und das höre ich jetzt erst! Arme Meta! Vielleicht hätte ich helfen, vielleicht hätte ich das Schlimmste abwenden können! Was hätte mein Vater nicht für mich gethan, wenn ich ihm nur einen einzigen Schritt entgegenkam!“

Der Brief lautete weiter: „Doch nicht von der Geschichte meiner Mutter wollte ich Sie unterhalten. Ich wende mich an Sie in einer Angelegenheit, die mehr Sie angeht als mich. Ohne weitere Umschweife: in dieser letzten Lebensstation für Schwindsüchtige weise ich als Pflegerin eines Schwerkranken, eines alten Mannes, in dem nur noch ein kleiner Rest von Leben ist. Wer dieß ist, werden Sie errathen. Vor etwa vier Jahren berief er mich zu sich; mich, die Unerfahrene, Schwächliche, an Jahren fast noch Kind, wünschte er zur Gesellschafterin. Wieder gut zu machen gedachte er an mir, was einstmals seine harte Schwester an meiner Mutter verbrochen hatte. Denn nichts konnte ich ihm sein, als ich zu ihm kam; er aber versuchte beharrlich, mir Alles zu werden, Vater und Freund, und ließ nicht ab, bis er mein sprödes Herz gewann. Später, als er kränker wurde, als er seines Lebens Ziel rasch näher rücken sah, gestattete mir der sonst gegen Jeden verschlossene Mann einen Einblick in sein Inneres. Mund und Weh war es darin. Daß er werde sterben müssen, ohne von seinem Sohne den Kuß der Veröhnung empfangen zu haben — das war das fressende Leid in ihm, das ist der brennende Schmerz, der ihn auch hier, in diesem irdischen Paradiese, während das Leben unmerklich von ihm weicht, nicht verläßt.“

Ein eigenthümliches Gefühl kam über Arthur, als er bis hieher gelesen hatte; es wurde ihm trocken im Halse und in den Augenhöhlen stach's ihn. Fast erschrocken vor den Thränen, deren Emporringen er spürte, sprang er auf, that ein paar Schritte zum Fenster, unklammerte mit beiden Händen den blanken Messinggriff, als ob er ihn zerquetschen wollte, und starrte hinaus auf die belebte Straße. Er sah nichts; er mußte die Augenlider einige Male ab- und aufwärts bewegen, eh' es wieder hell und klar vor seinen Augen wurde. Unwillkürlich schaute er sich um, ob er auch allein sei; dann nahm er sich zusammen, griff Klara Holder's Brief auf und las ihn rasch zu Ende.

„Ihr Vater weiß nicht,“ hieß es weiter, „daß ich an Sie schreibe; er würde es mir verboten haben, wenn ich ihn darum gefragt hätte. Abweisung auf Abweisung, eine herber als die andere, habe er bereits empfangen, würde er mir sagen — und er selbst, er könne sich nicht vor seinem Sohne demüthigen. Ich aber habe bemerkt, daß in den letzten Wochen seine Sehnsucht nach Ihnen täglich gewachsen ist; seit einigen Tagen ist eine Unruhe in ihm, die ihn selbst im Schlafe nicht verläßt. Er sagt nicht, was ihm fehlt, nicht einmal mir; aber er redet häufig von Ihnen; er erzählt mir kleine Erlebnisse aus

Ihrer Knabenzeit und blickt dabei nach Westen mit einem abwesenden Ausdruck in den matten Augen. Ich kann die Seelenqual des Armen nicht länger ansehen, ohne einen Versuch zu ihrer Tilgung zu machen. Der Arzt, den ich heute ausforschte, gibt dem Kranken höchstens noch fünf Wochen; da war denn Eile geboten und ich überwand alle Bedenken.

„Kommen Sie herüber, Vetter Arthur, so schnell wie das schnellste Schiff Sie tragen kann! Es wird Ihnen auch Ihre Todesstunde leicht machen, wenn Sie Ihrem Vater den Frieden bringen, ehe er von der Welt scheiden muß. Ich kenne Sie nicht; es mag Vermessenheit sein, daß ich mit Bitte und Ermahnung auf Sie eindringe; aber Sie sind ein Mensch, und Barmherzigkeit zu üben kann Ihnen nicht unmöglich sein. Was Ihnen auch vor langen Jahren von Ihrem Vater widerfahren sein mag: sähen Sie ihn jetzt nur, die zusammengefunkenen Gestalt, die halb erloschenen Augen, die wachsfarbenen, zitternden Hände — o, wie rasch würde all' Ihr alter Groll schwinden! Ich kann nicht glauben, daß Sie so hart sind, wie man sagt. Verhört Sie das Land, worin Sie wohnen, als ein Tummelplatz der Selbstsucht. Mir will's nicht in den Sinn, daß ein Volk groß und glücklich sein kann, ohne einen Fonds der edelsten Tugenden zu besitzen. Auch dort wie überall knüpft Gott die Herzen der Menschen durch himmlische Bande aneinander. Wie ein Staat bestehen könnte ohne Liebe — ich kann mir's nicht denken.

„Sie werden kommen, unverzüglich kommen, ich weiß es. O, dürfte ich doch diese Kunde dem verfallenen Manne zuflüstern, der auf dem Lager nebenan schlummert, durch kaum hörbare Athemzüge das ebende Leben erhaltend! Dürfte ich sie ihm doch zuflüstern, daß er sie zuerst genöthe in der Gestalt eines beseligenden Traumes, bis ich sie dem zweifelnd Erwachenden zuriefe mit jubelnder Stimme! Am Meeresstrande würden wir dann verweilen, täglich, so lange die Sonne am Himmel stände, und uns einbilden, wir sähen das Schiff näher und näher kommen, das uns den Verlorenen zurückbringt. Friede, stiller, heiliger Friede würde in dem Greise eintreten, und mit sanftem Lächeln würde er die Cypressen grüßen, die ihn vom Hügel zu sich winken. Ich aber dürfte sagen: Siehe, Vater, er hat doch ein Herz, und ich habe daran geglaubt.

Ihre Cousine Klara Holder.“

Lange ging Arthur im Zimmer auf und nieder und trug den Brief mit sich umher. Man klopfte, man rief nach ihm; unwillig verbat er sich jede Störung. Er mußte allein sein; der in ihm so plötzlich erregte Sturm mußte austoben. Wieder und wieder blickte er in den Brief Klara Holder's. Und aus den Schriftzügen wuchs immer deutlicher das Bild des sterbenden Vaters hervor, wie es Klara mit wenigen schrecklichen Worten entworfen hatte, bis er die tiefliegenden Augen traurig sehnsuchtsvoll auf sich gerichtet sah.

„Ich komme, so wahr mir Gott helfe!“ rief er aus, und eine gewaltige Erschütterung ging durch seinen Körper.

In fliegender Hast warf er ein Telegramm nach

Mentone auf's Papier: „Ich reise morgen.“ Er rief einen Gehülfen und hieß ihn das Blatt mit Bindeseile zum Telegraphenamt tragen. Dann athmete er tief auf und besann sich. Was hatte er gethan? Mit ein paar Federstrichen hatte er seinem ferneren Leben eine neue Bahn vorgezeichnet; wohin sie ihn führen werde, wer vermochte es ihm vorherzusagen? Die Sorgen des Tages starteten ihn an; unentbehrlich schien er sich, wo er war. Arbeiten häuften sich auf seinem Pult, dringende, unaufschiebbare Arbeiten, die er seit langen Jahren gewohnt war, persönlich zu erledigen. Um ihn ging Alles den altgewohnten, hastigen Gang; Telegramme liefen ein von der Erde Enden; wichtige Entscheidungen waren in der Frist weniger Minuten zu treffen. Und aus diesem verwickelten, beständig schnurrenden Mechanismus, den Arthur's Wille trieb, Arthur's scharfer Blick über-

wachte — sein Associé hatte ihm, dem Jüngeren, bereitwillig den schwierigsten Posten überlassen — sollte er ausscheiden! War es denn möglich, daß er davonging? Würde nicht Alles daheim aus den Fugen gehen, schon während er mit dem Tod um die Wette nach Mentone eilte?

Und Arthur verwünschte das gute Herz seiner Cousine Klara Holder, welches sie genöthigt hatte, jenen verhängnißvollen Brief in den friedlichen Lauf seiner Tage zu schleudern, verwünschte seine eigene Weichmüthigkeit, seine unbegreifliche Weichmüthigkeit, die ihn überwältigt hatte wie einen Knaben.

Schon aber flog die Botschaft, die er sich hatte abringen lassen, auf dem Grunde des Ozeans nach Osten, und Arthur Ueberweg war nicht der Mann, der ein einmal gegebenes Versprechen zurücknahm.

(Fortsetzung folgt.)

Die tolle Bettin.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

(Fortsetzung.)



Neunzehntes Kapitel.

Die Gesellschaft der Frau von Ertel war zahlreicher, als diese selbst erwartet. Obgleich keine geborene Wienerin, doch eine der tonangebenden lustigen Frauen, wie sie die Lebewelt dort so vielfach aufweist, machte sie mit ihrem um die dreißig Jahre ältern Gatten die Honneurs in der graziösesten Weise.

Und glücklich war sie, ihre intimste Pensionsfreundin ihren Gästen vorstellen zu können, als diese in schwarzem, mit Silbergrau garnirtem Seidenkleide, eine japonische, Alle überraschende Gestalt, Brust und Nacken von blendender Weiße, das im Schein der Lüstre so dunkelgoldig knisternde Haar nur mit schüchternen Blümchen geschmückt, an ihrer Hand in den großen Salon trat.

Mit Bewunderung hingen die Blicke der Kavaliere an der stolzen Gestalt; sich beugend vor dem majestätischen Zauber dieser fremden Erscheinung, folgten ihr die der Damen, als Bettina wie eine Königin die Huldigung der Herren empfing. Man fragte. Niemand kannte sie.

Die Säle füllten sich um so schneller, da der Musiksaal abgesperrt war; die Schleppen der Damen hemmten die Bewegung und gestatteten kaum die Entwicklung der Gruppen, als plötzlich eine neue Sensation durch die Säle ging, der Name Balsado

von Mund zu Mund flog und Alles, die schöne Fremde vergessend, sich zum Empfangsaal drängte.

Camill, von Herrn von Ertel begleitet, nahm die allgemeine Aufmerksamkeit wie etwas schon Gewohntes hin, obgleich sein Stern doch erst vor Monden am Himmel der Kunst aufgegangen. Sein Antlitz erschien etwas angekränkt, es trug die Blässe des Ueberdrußes; seine großen, dunklen Augen gaben unter den schwer liegenden Lidern nur matte Blicke von ihrem Feuer; in phantastischer Nachlässigkeit lockte sich sein Haar über der weißen Stirn und den leicht geaderten Schläfen, seine schlanke, elastische Gestalt in makellos eleganter Salonkleidung trug sichtbar die Wucht künstlerischen Erfolges auf ihren noch ungewohnten Schultern. Balsado's ganzes Auftreten war das eines von der Gesellschaft schnell verwöhnten und von ihren Ansprüchen an seine Person belästigten, modernen, jungen Virtuosen.

Er kannte einen Theil der Gesellschaft bereits, reichte hie und da Einem die Hand, begrüßte lächelnd ihm bekannte Damen, ließ sich mit Galanterie Andere vorstellen und das Auge darnach schwärmerisch über die ihn Umdrängenden gleiten.

Im großen Salon schien er aufzuathmen. Aber hier bemächtigte sich die schöne Wirthin seiner und führte ihn zu ihren intimen Freundinnen, die dieses Glückes schon harrten.

„Meine Freundin Bettina! . . .“ stellte sie diese vor. „Aber Sie kennen sie ja schon! Sie hatte, wie sie mir sagte, früher als wir den Vorzug!“ Damit wandte sie sich, Beide einander überlassend,

zu einigen anderen Damen, deren Augen, nach gleichem Vorzug verlangend, auf dem Künstler ruhten.

Dieser reichte mit scheinbar kalter Höflichkeit Bettina die Hand, aber Beider Blicke sagten sich mehr, als die Umgebung gewahrte.

„Bettina! Und hier!“ flüsterte er, während Beider Hände noch heiß in einander lagen. „Ich muß Dich sehen, sprechen . . . nach dem lästigen Konzert. Du wirst mir ein Zeichen geben!“

In Bettina's Antlitz wechselten Blässe und Blut. Nur ein Blick gab ihm Antwort, denn wieder trat Frau von Erltel mit einigen Damen heran.

Des Künstlers Auge traf sich noch einmal mit dem Bettina's, ehe die Uebrigen sie trennten. Balsado sprach der Wirthin den Wunsch aus, den Konzertsaal bald öffnen zu lassen; er fühle sich ermüdet und bitte im Voraus um Verzeihung, wenn er sich zeitig entferne. Inzwischen suchte sein Blick heimlich Bettina, die mit flackerndem Auge auf die jetzt plötzlich eintretende Bewegung schaute.

Am Arm des Wirthes schritt auch sie in den Konzertsaal. Scheinbar in sich versunken, aber mit kaum zählbarer Unruhe im Herzen lauschte sie hier Balsado's Spiel. Alle ihre Sinne schienen in ihrem Auge konzentriert; ihre Hand, auf den Ellenbogen gestützt, hielt krampfhaft das Taschentuch an das Kinn; sie hörte nicht, was Alle entzückte. Sie erwachte mit hellen Augen wie aus einem Traum, ein Bann fiel von ihr, als Camill geendet, und in fieberhafter Ungeduld suchte sie den Blick des von dem Enthusiasmus der Gesellschaft Bestürmten.

Die Gäste vertheilten sich wieder in den Sälen; ein anderer Künstler wühlte noch auf den Tasten des Flügels; man schenkte ihm kaum Aufmerksamkeit.

Bettina vermied es ängstlich, sich in eine Unterhaltung ziehen zu lassen; unstat war sie bald hier, bald dort in den Gruppen, dann wieder stand sie lauschend, spähend in einer der tiefen Fensternischen, das Taschentuch zwischen den Zähnen, die Augen heimlich blinkend und wachend.

Nur den Einen mit steigender Eifersucht beobachtend, sah sie nicht, wie sie selbst beobachtet wurde. Jobst war mit seinem Kameraden Dettinghaus während des Konzertes eingetreten, eine Vorstellung also unmöglich gewesen. Er hatte sich von Letzterem getrennt und, während dieser enthusiastisch dem Geiger zuhörte, zwischen den Köpfen der Zuhörer nach Bettina gekugt. Als dann Alles in die Säle zurückströmte, hatte er, immer sie im Auge behaltend, Allen unbekannt, die bescheidensten Winkel gesucht und jetzt erst, als er zusammenschreckend Bettina aus der Nische treten und, als fliehe sie die Hitze des großen Salons, sie in eine von Drangen bestellte Glasgalerie davon schweben sah, schlich er im Rücken der Gesellschaft an der Wand entlang ihr nach und barg sich hinter den großen Blättern eines Philodendron, denn — Balsado trat eben vor ihm in die Galerie.

Er mußte genug. Ein Schwindel bemächtigte sich seines Gehirns; zitternd zerknickte seine Hand einen der saftigen Blattstiele, als er sich vorbeugte, um den Schatten seines Rivalen am Ende der Galerie in das kleine Gewächshaus verschwinden zu sehen.

Deutsche Roman-Bibliothek. XII. 24.

Eines Moments bedurfte er zur Fassung; dann mit Todesblässe im Antlitz, mit von kaltem Schweiß bedeckter Stirn, gebeugt unter die überhängenden Blätter, vertiefte er sich in den Spiegelgang.

Der Flügel im Konzertsaal begann eben zum Tanz zu rufen; die Paare rangirten sich im großen Salon; ihm war das nur ein wüstes Getöse im Ohr, das mit dem Sturm seines Gemüths in ihm ein furchtbares Orchester bildete.

Er sah zwischen den Blättern einer großen Musa hindurch sein Weib inmitten des kleinen Gewächshauses, sah, wie Bettina, die Stirn auf die Schulter eines Mannes gebeugt, dessen Arm auf ihren Hüften ruhte, und . . .

Seine Hand fuhr zur Brusttasche, sein Arm streckte sich aus, der Revolver blinkte im Lichte der Spiegelwände . . .

„Bettina, bist Du hier?“ erklang plötzlich hinter ihm eine Frauenstimme.

Die Waffe sank. Jobst schaute geisterbleich mit unheimlich weit geöffneten Augen zurück auf die junge Wirthin, die ihre Freundin vernichte und vor ihm wie vor einem Gespenste zurück in den Salon schwankte.

Eine Sekunde stand er regungslos.

„Nicht hier! Er entgeht mir nicht!“ murmelte er, die Waffe zurücksteckend. Aber die Sekunde ward ihm zur Ewigkeit einer Höllenqual; das gewaltsame Zurückdrängen und Ueberwinden seines Entschlusses erschütterte ihn konvulsivisch; das Blut tobte in seinem Gehirn.

„Nicht hier!“ Er taumelte zum Ausgang der Galerie, der jungen Frau nach, die zitternd und verwirrt ihren Gatten suchte, um ihm von ihrem Gesicht zu erzählen.

Mit schlotternden Gliedern stand die kräftige Männergestalt, wild in dem Saal auf die an ihm vorüberfliegenden Paare schauend. Nicht der Gedanke an die Rache war's mehr, der ihn noch festhielt; — die Furcht, man könne sein Weib dort überraschen, haunte ihn noch. Er wußte; aber wenn auch die Welt seine Schmach erfuhr!

Unfähig, sich aufrecht zu erhalten, sank er hinter dem Philodendron gegen den Pilaster, seine Hände klammerten sich rückwärts an die Wand. Jede fernere Sekunde ward ihm eine neue Ewigkeit. Aber er mußte wachen, er selbst, der Gatte! . . .

Minuten verstrichen. Der Flügel drüben schickte seine Tanzmelodien herüber; Walbeck fauste und brauste es in den Ohren, im Gehirn, die tanzenden Paare sprangen wie Triffen an seinem Auge vorüber . . .

Endlich verstummte die Musik; die Tanzenden verloren sich . . . Und an ihm vorüber, mit erhitztem Antlitz, gerade vor ihm, die Stirn hinter dem Taschentuch versteckend, rauschte Bettina, furchtsam umherblickend, ob sie beobachtet werde, nur ihn nicht gewahrend, in den Salon.

Sein Arm zuckte auf. Aber ein anderer, sein wüstes Gehirn jäh durchkreuzender Gedanke hemmte diese Bewegung. Wie ein Rasender stürzte er in die Galerie . . .

„Aber Bettina, wo warst Du? Ich suchte Dich

überall!... Ist Dir etwas widerfahren? Du bist erhitzt und wirfst plötzlich so bleich!"

Frau von Ertel war ihr, von einem Diener gefolgt, im Salon entgegen getreten. Ihr war jene fremde Erscheinung in der Galerie so unheimlich gewesen, daß sie sich überzeugen wollte, was da vorgefallen sein könne.

"Ich hatte mich nur eine Minute in Dein Gewächshaus zurückgezogen, um dem ersten Tanz auszuweichen!" Bettina lächelte zerstreut, aber doch mit täuschender Unbefangtheit.

"In das Gewächshaus? Und ist Dir dort nichts begegnet?"

"Nichts! Was sollte mir begegnen?" Sie schaute doch besangener, schon heimlich erschreckend, in jener Richtung.

"So komm! Man vermißt Dich!... Es ist gut!" winkte die Wirthin dem Diener und zog Bettina mit sich fort.

Zwanzigstes Kapitel.

Unter dem Hämmern der Pulse in seinen Schläfen erwachte Jobst am nächsten Morgen spät aus einer Betäubung, in die er erst gegen Tagesanbruch gesunken.

Auch was gestern Abend geschehen, erwachte mit allen Schrecken in seinem Gedächtniß. Er schloß die Augen vor Grauen, lag minutenlang noch brütend da, preßte die Hände auf die Stirn, um das Toben der Gedanken zu ersticken, und sprang dann auf, gejagt von einer Furcht, die ihn plötzlich überfallen.

Auf seinem Tisch lag eine Depesche. Mit unsicheren, zitternden Händen und glasigen Augen öffnete er.

"Auch Das noch!" Die Depesche entfiel seinen Händen. Er stand wie verloren, vernichtet.

Doppenstein schrieb auf seine an ihn gerichtete Depesche, daß er früher als beabsichtigt, heimkehren werde: seine Frau sei schwer erkrankt; der Arzt fürchte das Schlimmste. Er erwarte ihn und Bettina auf's Schleunigste.

Was gestern geschehen, trat in seinem zerfahrenen Geiste zurück. Seine Gönnerin, der er sich so verpflichtet geglaubt, der er jetzt sein ganzes Glück zu danken hatte, auf dem Sterbebett! Und er selbst vor dem Grabe seines ganzen Lebensglücks!...

Er raffte sich zusammen, kleidete sich in Hast an und trat in den gemeinschaftlichen Salon, hinter welchem Bettina's Zimmer lag.

Diese erschien eben in der Thür desselben; sie war im Morgengewande, ihr Haar war flüchtig aufgehäftet, ihr Antlitz erwärmt, als sei sie bereits draußen gewesen. Mit apathischer Miene wollte sie vor ihm sich in's Zimmer zurückwenden.

"Ich bitte!" rief er in gebietendem Ton. Bettina schaute erstaunt über die Schulter zurück. "Hier die Meldung, daß Deine Pflegemutter auf dem Sterbebette! Man erwartet uns!" Er warf die Depesche auf den Tisch.

Bettina's Gesichtsmuskeln zuckten flüchtig. Sie schwieg und schaute noch zweifelnd auf das Papier.

"Die Konvention zwingt mich, obgleich ich sonst wenig Aufforderung fühle." Er verbiß, was seine

Aufregung ihm Herzloses diktirte. "Mache Dich fertig!"

In Bettina's Antlitz zuckte es wieder. Sie zögerte, wandte sich ab und wollte zurück.

"Ich habe meiner Freundin versprochen, heute..."

"Wem hast Du versprochen?"... Jobst vertrat ihr mit glühender Stirn den Weg. "Sie wird Dich heute wenigstens umsonst erwarten!"

Bettina hob die Achsel.

"Ich war bis dahin zwar nur Dein Reifemarschall, heute gebiete ich als Dein Gatte... so lange ich es eben noch bin!"

Ein spottendes Lächeln war die Antwort. Jobst durchfröstelte es eifrig; er empfand ein Gefühl der Verachtung für dieß Weib, das er so sehr geliebt. Er sah sie mit den Augen, mit denen er sie gestern Abend gesehen, dort über dem Stuhl hing noch die Aube, die sie gestern Abend abgelegt.

"So lange Sie es noch sind?... Ich bin bereit, Ihnen diese Zeit zu kürzen, und nur das könnte mich veranlassen, Ihrem Befehl zu gehorchen." Sie ließ sich in den Sessel nieder und kreuzte die Arme unter der Brust. "Nicht wahr, Herr von Walbeck, Sie hassen mich endlich?"

Jobst stand vor dieser Frage entwaffnet; sie klang ihm, als dränge sie gewaltsam zum Ende, und auch er verlangte nach demselben. Ein finsterner Blick suchte sie in ihre Grenzen zurückzuweisen; sie ertrug ihn und wandte sich überdrüssig zum Fenster.

"Ich bin überzeugt, meine Pflegemutter berent in diesem Augenblick auf dem Sterbebett, was sie gethan, als sie mich zu dieser unseligen Verbindung zwang. Wenn sie stirbt, mag sie es jenseits beantworten, daß sie mich an einen Mann zu schmieden suchte, der nur mein Vermögen begehrte. So weit es in ihrer Macht lag, mich zu zwingen, gehorchte ich. Sie wußte, daß ich einen Andern liebe, dem zu entsagen mich keine Gewalt der Erde zu zwingen vermag. Sie erhielten eben nur meine Hand; ich bin inzwischen selbstständig geworden und nehme sie zurück... Hassen Sie mich! Es wird uns Beiden nichts Anderes übrig bleiben. Versöhnen Sie sich mit Ihrer Familie und sagen Sie ihr, ich erwidere ihre Gefühle für mich im vollsten Maße! Baron von Doppenstein, mein Vater, wird mit mir vollkommen einverstanden sein, wenn ich ihn überzeuge, welche Gesinnungen diese Familie für die seinige hegt. Ich denke, wir sind hiemit zu Ende!"

Bettina wollte sich entfernen. Der Blick voll Verachtung, mit welchem sie ihn maß, brachte sein Blut zum Sieden.

"Weib!" rief er, ihren Arm erfassend. "Danke es dem Himmel, der diesem fahrenden Buben gestern Abend den Gedanken eingab, die Gesellschaft Deiner kupplerischen Freundin durch die Thür des Gewächshauses zu verlassen, ehe ich ihm eine Kugel durch sein eitles Gehirn jagen konnte! Nicht ich hatte den Muth, um Dich zu werben; Deine Pflegemutter war es, die mich ermunterte! Aber Gott behüte mich, sie zu schwären, die es in ihrer Kurzsichtigkeit gut mit uns Beiden gemeint! Ich war toll genug, von einem Mädchen Glück oder wenigstens Einverständnis zu erhoffen, das die Schwäche, die Liebe seiner Wohlthäter, wie

ich sehe, in strafbarster Weise mißbrauchte! Ja, ich war thöricht genug, endlich noch zu hoffen, daß wenigstens die Erkenntniß des Pflichtgefühls Dich zu einem äußerlich freundlichen Einbernehmen führen werde, aber Du tratest erst meine Geduld, dann meine Ehre mit Füßen, und ich schwöre Dir, ich werde thun, was meine Pflicht als Ehrenmann mir gebietet. Wie Du dann mit der Kirche, die Du belogst, mit dem Himmel, den Du gelästert, Dich abfinden magst, das sei Deine Sache! Erwarte hier meine Ordre; heute Abend eilen wir an das Sterbebett Deiner Pflegemutter, deren Liebe Du nie verdienst!"

Jobst verließ sie, ohne sie eines Blickes zu würdigen, und warf sich vor dem Hotel in einen Fiaker. Er wollte zu Dettinghaus, um von ihm einen Dienst zu begehren, der ihm unerläßlich.

Gewaltfam beschwichtigte er unterwegs das gegen die Brust pochende Herz; was er wollte, war allerdings in höchster Aufregung beschlossen, aber es mußte kalt und heute noch ausgeführt werden.

Dettinghaus war eben vom Dienst zurückgekehrt. Er empfing auf dem Sopha liegend Walbeck mit den Worten:

"Du kommst mir gerade recht; ich habe mit Dir ein Hühnchen zu rupfen! Du stellst Dich einem alten Kameraden gegenüber, als reisest Du allein aus Gesundheitsrücksichten, und verschwandest gestern Abend, während ich das Glück hatte, einer wunderbar schönen Frau vorgestellt zu werden, die Deine Gattin ist! Heißest Du das Freundschaft? Und wo bleibst Du gestern?" ...

Dettinghaus gewährte erst jetzt das verstörte Gesicht seines Kameraden.

"Laß die Worte! Ich komme in einer Angelegenheit, die keinen Aufschub leidet. Du siehst in mir einen unglücklichen Menschen, der Deine Hülfe begehrt."

"Und ich habe Dich gestern als das Gegentheil beneidet! Rede! Was gibst's?"

Walbeck erzählte mit gepreßtem Athem. Er sagte Alles. Dettinghaus kraute sich hinter dem Ohr.

"Es ist doch gut, daß das Gewächshaus bei Ertels einen eigenen Ausgang hat!" sagte er nachdenkend. "Es wäre nichts als ein Mord aus Eifersucht oder Rache gewesen und die Annalen der Armee hätten einen sehr unangenehmen Vorfall zu verzeichnen gehabt. Ich soll also den Geiger fordern, nicht wahr? Ich, sein größter Bewunderer! Keine der Damen wird mich mehr ansehen, wenn ich helfe, ihren Abgott umzubringen! ... Aber was bleibt mir übrig!" Dettinghaus erhob sich kopfschüttelnd und schnallte den Säbel um. "Er wohnt hier drüben im Hotel. Du erlaubst doch, die Sache zu arrangiren ..."

"Wie Du willst! Nur heute noch!"

Dettinghaus ging. Jobst fühlte, wie seine gewohnte Ruhe wieder in ihn zurückkehrte; nur die Ungebuld peinigte ihn.

Nach einer halben Stunde rasselte Dettinghaus wieder mit dem Säbel herein. Er warf mit verdrossener Miene das Käppi auf den Tisch.

"Verfluchte Geschichte das, lieber Freund! Ich war bei ihm und fand ihn mit seinem Manager

und seinem Diener, der eben packte. Ich stellte mich ihm vor und bat ihn um Gehör unter vier Augen. Er erklärte, beeilt zu sein, er müsse noch heute nach Pest, wo er morgen zu konzertiren habe; indeß er hörte mich an, oder vielmehr: ich hörte ihn an. Darnach bist Du vom moralischen Gesichtspunkt aus betrachtet in der üblen Lage, gar keine Ehrensprüche an ihn zu haben ... Geduld, Freund!" beruhigte er Walbeck, als dieser auffuhr. "Ich muß gestehen, der Geiger benahm sich als Gentleman, tadellos, sage ich Dir! Hätte das einem Musikanten gar nicht zugetraut! Er erklärte bei seinem Ehrenwort, nichts von Deiner Vermählung mit dem Fräulein von Oppenstein, überhaupt gar nichts von einer Beziehung zwischen ihr und Dir zu wissen. Er habe auch gestern in ihr nur das Fräulein von Oppenstein gesehen, das er in Nizza kennen gelernt, und da er sie verehere, sie um ein Rendezvous gebeten, ohne zu ahnen, daß er Jemandes Rechte dadurch verletze. Dennoch — ich wiederhole, er benahm sich anständig! — sei er bereit, Dir jede Revanche zu geben und übernehme ausdrücklich diese Verpflichtung, aber unter einer Bedingung, zu der ihn die erwähnten Umstände berechtigten. Er sei seinem Impresario bis zum nächsten Frühjahr verpflichtet, nicht nur durch hohe Konventionalstrafe, wenn er durch eigene Schuld oder eigenen Willen dessen Interessen schädige, sondern auch durch die billige Rücksicht gegen diesen Herrn, dem er seine ganze Ausbildung verdanke, dessen ganze Existenz von seinem Leben abhängt. Er bedaure dieß, aber es sei Künstlerunsance so. An demselben Tage aber, zur selben Stunde, in der er seines Kontraktes ledig, stehe er Dir zur Verfügung, an jedem Orte, wohin Du ihn laden werdest ..."

"Was also thun, Walbeck? Ich erklärte ihm, Deinen Willen erst einzuholen, Dir aber gestehe ich: es würde mich Ueberwindung kosten ... Er nahm mein Kartell mit einer Ruhe hin, als komme ich, ihn zu einem Frühstück einzuladen, und ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß er sich Dir zur Stunde zur Verfügung stellen wird. Man sprach freilich gestern davon, daß er im Herbst eine Rundreise durch Amerika machen werde, aber er stellt sich Dir, verlaß Dich darauf!"

Walbeck hatte ihn, vor sich hinstarrend, mit verchränkten Armen angehört.

"Was Du hier bei uns thust," fuhr Dettinghaus fort, "geschieht zwar auf fremdem Boden, Du trägst Deine Uniform nicht, indeß überlege dennoch! Ein Duell mit ihm gibt einen furchtbaren Eklat! Niemand weiß bis jetzt von der Veranlassung; ich verließ die Soirée gestern erst spät; aber durch dieses Duell wird alle Welt davon erfahren. Balsado hat, wenn auch unbewußt, Deine Ehre schwer verletzt, das ist wahr, und er selber erkennt es an; geschieht nun das Duell erst später, so erhältst Du Deine Genugthuung zur Rettung Deiner Ehre vor Dir selbst, und das ist ja der Zweck desselben. Entscheide jetzt! Ich muß zu ihm zurück, denn er ist auf dem Punkt, abzureisen."

Walbeck hatte ihn mit steigender Aufregung angehört. Dettinghaus legte ihm jetzt die Hand auf die Schulter und sprach ihm Vernunft zu.

„Wohlan, es sei! Aber ich verlange von ihm schon heute die Bestimmung von Ort und Stunde! Nur der Tod entschuldige den Fehlenden!“ Jobst war aufgesprungen. Bleich, unbefriedigt schritt er im Zimmer hin und her. Dettinghaus ging.

Verleugnet hatte sie ihn also auch diesem Manne gegenüber! Und keine Genugthuung hier für die erlittene Schmach! Und wenn er morgen Abend mit ihr daheim eintraf... Ihm graute vor dem Moment. Als beneideter junger Gatte war er vor wenigen Wochen hinausgefahren, und er kehrte zurück, namenlos elend! Diejenige, der er diese unnatürliche Ehe verdankte, sie hatte sich vielleicht der Verantwortung schon entzogen, er fand sie als Leiche, und Oppenstein, der schwache, gebrochene Mann, war fortan ein Spielzeug in den Händen dieses jungen Weibes...

Seines Weibes? Aber sie war es nicht mehr, war es nicht gewesen! Mochte aus ihm selbst, aus seiner Familie werden, was da wolle; nur in die Hände seines Vorgesetzten wollte er zu seiner Rechtfertigung vertraulich die Wahrheit legen... Aber auch das war ja nutzlos! Sein Abschiedsgeheiß wollte er in die Hände seines Chefs geben und dann...

Dettinghaus kehrte zurück mit den bündigsten Erklärungen. Er schleppte seinen unglücklichen Freund mit sich und lieferte ihn erst am späten Nachmittag im Hotel ab.

Hier sagte man Jobst, die Frau Baronin sei schon am Mittag zum Nordbahnhof hinausgefahren, um ihn dort zur Abreise zu erwarten.

Niemand vermochte Auskunft zu geben, mit welchem Zuge Bettina Wien verlassen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Einsam, mit vergrämtem Antlitz, den abgehärmten Körper in schwarzem Anzug, saß Baron Oppenstein in seinem Arbeitszimmer. Tiefe Furchen hatten sich ihm über die Wangen und um das Kinn gegraben, seine Augen waren zurückgesunken, seine Schläfen hatten gelbliche Farbe. Die mageren Hände auf den Knien, das Kinn auf der Brust, so saß er trauernd in dem einen Flügel der Wohnung — in dem andern stand die Leiche seiner Gattin aufgebahrt.

So hatte sie ihn plötzlich verlassen, für immer und nicht ganz ohne seine Schuld! Die Wochen hindurch, seit Bettina fort, hatte er ihr täglich Bitteres gesagt, es für unmöglich erklärt, daß das Kind glücklich werden könne, und ihr nicht verziehen, daß es so schnell von seiner Seite gekommen.

Ein gastrisches Unwohlsein, an dem sie seit Jahren schon litt, hatte sie Abends befallen nach dem letzten mit Heftigkeit geführten Zank, und das hatte dießmal so schnellen und bösen Verlauf genommen, daß der Arzt am Morgen das Schlimmste befürchtete.

In der dritten Nacht, als Oppenstein, gefoltert von Selbstvorwürfen und mit dem festen Vorsatz, jeden Zank mit ihr fernerhin zu vermeiden, wenn sie ihm erhalten bleibe, an ihrem Bette saß, sie ängstlich beobachtend, da der Arzt eine Verschlimmerung gefürchtet — in dieser Nacht war Leonore aus dem Zustande fast gänzlicher Bewußtlosigkeit erwacht, in welchem sie die Krankheit erhalten.

Ihre Hand tastete suchend auf der Bettdecke; er nahm sie schonend und rief leise ihren Namen. Sie drückte seine Hand, als wolle sie ihn näher an sich ziehen, und er beugte sich über sie, in diesem Lebenszeichen eine günstige Wendung erhoffend.

„Guido!“ Sie suchte die Augen zu öffnen, aber die Lider fielen wieder zu. Oppenstein sah mit Schrecken in ihr Antlitz, über dem er schon den Schatten des Todes zu gewahren meinte. Mit Anstrengung bewegte sie die trockenen Lippen.

„Ich bin bei Dir!“ tröstete er.

„Guido,“ flüsterte sie, während ihre halb kalten Finger seine Hand umklammerten, „ich kann nicht sterben vor Angst! Bettina hat uns, seit sie fort, keine Zeile geschrieben, ich habe viel Sorge um sie ausgestanden.“ Sie schwieg, sie vermochte nicht weiter... „Guido,“ stöhnte sie, wie vom Todeskampf schon ergriffen, „ich kann Dir nicht sagen... mir fehlen Stimme und Gedanken... Versprich mir... was auch geschehen mag... Bettina... nie diesen... Geiger... Niemals... Heilig sollst Du... es mir geloben... Niemals gibst Du... es zu!“

„Ich gelobe es!“ ächzte Oppenstein mit kaltem Schweiß auf der Stirn, als könne er durch dieses Gelöbniß ihr Leben erhalten. Aber Eiseskälte lief ihm aus der von der Sterbenden umklammerten Hand durch den Arm, über Brust und Nacken. „Leonore!“ schrie er auf. Aber sie war nicht mehr.

Ihre letzten Gedanken hatten sich mit dem Kinde beschäftigt, ihr Geist, stärker, als er je geglaubt, hatte sich im Todesringen noch einmal aufgerafft, um ihm, dessen Schwäche sie kannte, ein Versprechen abzufordern, und mit diesem hatte sie dann sterben können.

Erst als er sie verloren, erkannte er, was sie ihm gewesen; erst als er in seiner Verlassenheit die eigene Unselbstständigkeit empfand, sah er ein, wie unentbehrlich ihm, der ihre Erziehung stets bemängelt, bei seinem phantastischen Wesen eine nüchterne, positiv denkende Gefährtin gewesen. Sie war eine biedere Natur ohne weiten Horizont, selbst ohne höheren Ehrgeiz; Alles, was er darüber hinaus von ihr begehrt, waren ungerechte Forderungen gewesen, die sie nicht erfüllen konnte; er sah es jetzt ein, da sie von ihm gegangen.

Weber von Bettina noch von ihrem Gatten war auf seine Depesche bis jetzt Antwort eingetroffen. kamen sie, waren sie unterwegs — warum keine Nachricht, die ihn hätte aufrichten können?

Er, der Gatte Bettina's, war ihm kein Bedürfnis, nur sie, das Kind, dessen Nähe ihn stets mit Frühlingsathem umwehte. Wäre diese Heirath nur um wenige Wochen hinausgeschoben worden, so hätte er Grund genug gehabt, Bettina nicht von seiner Seite zu lassen; sie hätte ihm ein Ersatz für die Selige werden können; er hätte sie auch nicht mehr gequält mit seinen Lehren, denn er hatte ja eigentlich nie Ursache gehabt, über sie zu klagen; nur die Dahingegangene hatte stets an dem Kinde zu tadeln gefunden und zwar grundlos — denn jene erste kleine Verirrung war ja längst vergessen — und selbst in der Todesstunde noch Gefahr gesehen!

So saß er also allein. Die Dienerschaft hatte

Ordre, Niemand zu ihm zu lassen; er konnte nicht sprechen, die Stimmuskeln schmerzten ihn, seine Nerven zuckten, über seine Augen legte sich zeitweise ein Schleier, hinter welchem er die Selige zum Himmel schweben zu sehen glaubte.

Die Dunkelheit brach bereits herein. Er fürchtete diese seit dem Sterbefalle. Alle Gasflammen seiner Wohnung hätten ihm nicht so viel Helle bereiten können, wie er brauchte, damit auch der kleinste Gegenstand um ihn her keinen Schatten werfe. Er hatte sogar die Nacht bei hellem Lichtschein geschlafen. Schatten waren ihm fürchtbar seit diesem Tode, und wie dieß bei zunehmendem Alter und wachsender Gebrechlichkeit ist, seine Gedanken führten ihn zu seiner ersten Jugend zurück; er glaubte, wenn er so in sich versank, wieder im Kloster zu sein, sah die Madonnenbilder und die der schönen Büsserinnen, hörte die salbungsvolle Stimme des Bruders Lorenz und das feine, hochgeschraubte Organ des Abtes und vernahm die vollen, brausenden Töne des Harmoniums, das Mäuschen der alten Klmmen, unter deren Nesten er Petrarca's Sonette gelesen.

Und dabei fuhr er wohl lächelnd auf, denn diese Erinnerungen waren ihm jetzt so süß und lieb, seit er die Außenwelt mit all' ihren Enttäuschungen kennen gelernt; seine Gedanken knüpften sich rückwärts an jene schöne, gefühlswarme Zeit; aber er schauderte in sich zusammen, wenn er um sich blickte, und — der Abend kam, leichte Schatten hesteten sich um ihn an Alles, was im Zimmer.

Er wagte nicht zu schellen, um die Ruhe der Seligen nicht zu stören. Sein Diener hätte schon kommen müssen, denn der kannte doch seine Instruktion. Er lauschte; und da war es ihm endlich, als vernähme er Stimmen in den anderen Zimmern. Auch das hatte er auf's Strengste verboten; aber augenblicklich waren sie ihm beruhigend, denn es ward dunkel und er fürchtete sich.

Da kam sein Diener. Die Thür öffnete sich. Aber er vernahm nicht die Schritte desselben, vielmehr ein Mäuschen über den Teppich. Frische Abendluft wehte ihn an; er ahnte ihre Nähe wie durch magische Uebertragung; er wandte furchtsam, nervös das Antlitz und — Bettina, sein Kind, lag vor ihm auf den Knien, das Gesicht in den Händen auf seinem Schooß bergend, während ein Schluchzen den schönen Körper erschütterte.

„Du bist da! Du bist gekommen, mein armes, theures Kind, um mit mir zu trauern über den Verlust der Unersegliehen, die wir Beide vielleicht nicht genugsam gewürdigt!“

Er sprach mit zitternder Stimme, ihr die Hände auf das Haar legend, das er so gern gestreichelt; dann wie elektrisirt hob er ihr Antlitz aus seinem Schooß und schaute mit thränenfeuchtem Auge in das schöne, bleiche Antlitz, dessen Lider noch die dunklen Augen bedeckten.

„Du kommst zu spät, armes Kind! Der Tod raffte sie schnell dahin! Sie verlangte nach Dir, die Du die ganze Sorge ihrer treuen, hingebenden Seele warst, und die Sehnsucht nach Dir machte ihr den Abschied vom Leben so schwer! Aber ich segne Dich, daß Du kamst, Dich, die Du fortan

mein einziges Kleinod sein wirst! . . . Aber was ist Dir? Du wagst nicht, zu mir aufzublicken, hast kein Wort des Trostes für mich . . . Deine Hände sind heiß, Deine Pulse fiebern . . . Und wo ist er? Steht er bereits am Sarge Derjenigen, die es so wohl mit ihm gemeint, ohne mir zum Gruß seine Hand gereicht zu haben? . . . Du wendest Dich ab! Du sprichst nicht? . . . Sag' mir, was ist geschehen? Ich erwartete vergeblich von euch eine Antwort, ihr vergaßet uns auch während eurer Reise . . . Bettina!“ rief er, ihre Hände fest und angstvoll pressend und zu sich aufziehend. „Du zitterst! . . . Wo ist Dein . . .“ Er schaute umher mit weit geöffneten Augen. „Gesteh mir: ist etwas geschehen? Rede, ich beschwöre Dich!“

Bettina, das Antlitz verhüllend, wand sich zu seinen Füßen. Sie begann laut zu schluchzen, barg das Gesicht wieder in seinem Schooß und dann erst dasselbe erhebend, die Hand auf das Herz pressend und tief, mit Anstrengung nach Luft ringend, sprach sie dumpf vor sich hin:

„Ja, es ist geschehen! Ich habe ihn verlassen! Er hat mich verhöhnt, verspottet, Dich, uns Alle! Er nannte mich eine obsture Person, als habe er mich von der Straße aufgelesen, als sei ich eben nur gut genug, um seine Schulden zu bezahlen . . . Es ist gesprochen!“ seufzte sie, das Taschentuch vor die Stirn pressend, dann diese wie im tiefsten Schmerz senkend. „Der Augenblick, vor dem mir graute, der dieses Geständnisses, ist vorüber! Es war mir fürchtbar, Dir neuen Schmerz bereiten zu sollen, aber es mußte geschehen, ob Du mir auch zürnen werdest! Mir bleibt nur ein Trost: daß sie es nicht erlebte . . .“

Und wieder barg sie das Antlitz, wieder schluchzte sie, bis Oppenstein den Arm um ihre Taille legte und sie auf die Stirn küßte zum Zeichen seiner Verzeihung.

„Blick' mich an, mein Kind!“ flüsterte er, als solle Niemand ihn hören, ihr Kinn stützend und ihr in's Auge schauend, als sie dieß endlich erhob. „Ich zürne Dir nicht! Wer vermöchte das! Lebte die Selige noch, sie würde die Bestätigung dessen sehen, was meine feste Ueberzeugung war. Aber jetzt fasse Dich, Kind! Es steht uns morgen noch Schweres bevor! Was ihn betrifft, wird es meine Sache sein, zu untersuchen, inwieweit er es hat wagen können . . .“

Sie hob ihre Arme zu den seinigen und blickte flehentlich zu ihm auf.

„Du wirst ihn nicht hören! Er wird Dir die Unwahrheit sagen! Hier nimm!“ Sie zog Walbeck's Brief an den Bruder aus dem Busen. „Lies, dieß wird Dir Alles bestätigen, Dich überzeugen, daß ich ihn hassen muß, daß Du ihn verachten sollst! Schwöre mir, nachdem Du gelesen, daß sein Fuß unsere Schwelle nicht berühren soll, denn Du wirst mir gestatten, bei Dir zu bleiben, nicht jene Wohnung zu betreten, die für ihn und mich . . .“

„Wenn ich lese, was Du mir sagtest, so sei es! Ich gestatte Niemanden, Dich zu beleidigen!“ sprach er feierlich.

Bettina erhob sich. Sie hatte im Sturm erreicht, was sie geplant, und um dem Ende dieser Szene die rechte Weihe zu geben, sprach sie laut genug vor

sich hin: „Ich will ein Gebet an ihrem Sarge sprechen; auch sie wird verzeihen, was ich gethan!“ . . .

Wie er ihr jetzt nachschaute, war's ihm, als versinke der Schmerz von seinem Herzen. Das Alleinsein, der Gedanke: dort drüben liegt die sterbliche Hülle Derjenigen, der du so viel Unrecht zugefügt, weil es ihr nicht gegeben war, dich zu verstehen, und dein letzter Zank mit ihr war die Ursache ihres Hinganges, die düsteren, unheimlichen Schatten des Selbstvorwurfs, die ihn umschwebten, hatten ihm Furcht vor sich selbst eingeflößt. Er hätte nicht gewußt, wohin, wenn sie hinausgetragen wurde, denn die Einsamkeit hätte er nicht ertragen. Jetzt aber schickte Gott sie ihm wieder, und das richtete ihn auf. Er hätte ihr Alles verziehen, selbst wenn sie schuldig gewesen wäre!

Er schritt ihr nach, sah sie in heißer Inbrunst vor dem offenen Sarge knien, faltete die Hände und betete mit ihr für das Seelenheil der Geschiedenen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Daß Bettina ihrem Gatten vorangeeilt, um die Pflegemutter noch zu sehen, fand man natürlich, nicht so, daß Walbeck am nächsten Tage bei der Bestattung fehlte.

Er hatte, auf einer andern Route nach ihr eingetroffen, sich sofort zu Oppenstein begeben, war aber nicht angenommen worden; er hatte ihn schriftlich um Gehör gebeten und keine Antwort erhalten.

Bettina beherrschte den nur durch sie zu tröstenden Mann; sie sah bei ihm und hörte ihn mit unerschöpflicher Geduld an, der immer neue Verdienste und Tugenden an der Dahingegangenen fand, die er hatte verkennen müssen, weil er nie sie zu verstehen sich bemüht.

Die Selige stand jetzt vor seinen Augen wie eine Märtyrerin, die zu lohnen alle die Messen nicht genügen konnten, die für sie gelesen werden mußten. Nur wenn er Bettina anblickte, war's ihm, als lese er Vergebung aus dieses Kindes Augen, von denen er meinte, sie schauten, wie einst die Verstorbene in ihrer Jugend geschaut.

Und Bettina ging auf Alles ein; nur das Eine bemerkte er nicht: daß sie, anstatt ihn aufzurichten, seinem Schmerz nur frische Nahrung gab, daß sie ihn abschloß wie einen Kranken und Gefangenen, die Maßnahmen des Hausarztes mißbilligte, den Bestimmungen desselben entgegen handelte und nach wenigen Tagen schon darauf drang, er müsse die Wohnung verlassen, in der ihn Alles an seinen Verlust gemahne, er müsse draußen Zerstreuung und Vergessenheit suchen; auch ihr sei der Gedanke unerträglich, in der Nähe des ihr verhassten Mannes zu sein.

„Ich will darüber denken,“ sagte er einstimmend. „Es wird mir allerdings wohlthuend sein. Aber laß mir die Zeit, ihre und meine Papiere zu ordnen. Ich müßte wieder einmal auf die Güter reisen, aber sie sind ja unter guter Verwaltung; was mir ferner unerträglich, ist die Aenderung meines letzten Willens. Dieser Todesfall hat Alles anders gemacht; mein übriges Privatvermögen würde nach dem Wortlaut Deiner Adaption mit an die andere Linie fallen,

denn Leonore beehrte für sich nur ihren Landstift am Rhein; aber es soll Dir erhalten bleiben. Ich will morgen mit dem Notar sprechen, und wenn das geordnet, wollen wir fort; ich könnte ja keine zärtlichere Sorgerin und Pflegerin haben als Dich; aber Du sollst Dich reich dafür belohnt finden. . . Auch Deine Scheidung soll der Advokat gleich beantragen! Unüberwindliche Abneigung, das genügt vor dem Gesetz. Jener Brief, den ich sorgfältig aufgehoben, wird uns rechtfertigen.“

Bettina nahm das schweigend hin. Nur die Wände ihres Zimmers sahen die Unruhe, die sie Oppenstein verheimlichte. Die Außenwelt existierte nicht für sie. Walbeck mochte draußen erzählen, was er wollte; sie gedachte seiner kaum noch. Aber der Einen grollte sie, der dank- und treulosen Freundin, die sie in Wien ihm verrathen haben mußte.

Balsado's Bild stand auf ihrem Toilettentisch, anbetend kniete sie vor diesem, bedeckte es mit Küßchen und ihre Gedanken folgten ihm heiß und verlangend auf seinem Siegeszuge; oft aber auch mit Fieberangst. Diese junge russische Fürstin, von der ihr auch Frau von Ertel erzählt, liebte ihn, wie es schien, mit gleicher Inbrunst; sie, die Gefürchtete, war frei, Herrin ihres Willens und ihres Reichthums, mit dem sie Camill überschüttete und blendete; sie war ihm vielleicht gefolgt, auch nach Pest, während sie selbst wieder heim gemußt, um . . .

Sie erwartete nur ein Schreiben von ihm; aber das kam nicht. Sie durchflog die deutschen und französischen Zeitungen Oppenstein's und da las sie endlich, Balsado habe die schmeichelhaftesten Einladungen nach Petersburg erhalten, sein Impresario sei noch unerschlüssig, ob er diese jetzt schon acceptiren solle.

Nach Petersburg! Herz und Gehirn gerieten in Empörung. Und Camill schrieb nicht, wie er versprochen bei dem Rendezvous am frühen Morgen des letzten Tages in Wien, das sie ihm so freudig gewährt. Sie hatte ihm auch da noch ein Geheimniß aus ihrer Ehe gemacht. Wozu sollte er erfahren, was ja doch nur eine kurze, vorübergehende Episode ihres Lebens hatte sein sollen. Auch der Brief, den sie jetzt erwartete, sollte unter der ihm angegebenen geheimen Adresse eintreffen. Aber keine Nachricht kam von ihm und so verstrichen ihr denn die Tage voll Unruhe, unerträgliche Nächte der Folter.

*

Die unglückliche Goldmann'sche Familie hatte inzwischen eine kümmerliche Dachwohnung bezogen. Mutter und Sohn waren jetzt allein; aber es schien, als sei der Fluch des Mannes mit ihnen gezogen.

„Mutter, ich will lieber betteln von Haus zu Haus, als länger unter diesen Menschen in der Fabrik sein!“ Mit diesem Ausruf der Verzweiflung war Egon Abends nach Hause gekommen. „Niemand spricht seit Wochen mit mir, Niemand würdigt mich mehr einer Antwort, wenn ich frage. Ein Ausfälliger könnte nicht schöner behandelt werden. Herr Reichmann ist auf Monate verreist, und seitdem haben sich Alle verschworen, mich hinauszubringen. Hier ist mein Wochenlohn — der letzte, denn ich gehe

nicht mehr in die Fabrik und sollt' ich Hungers sterben!"

Der Mutter beschwichtigende Worte verschmähend, schritt er in sein Kämmerchen. Der Sommerabend neigte sich eben zu Ende; die letzten Strahlen trafen, fast wagrecht über die Dachfirsten fallend, die niederen Fenster.

"Gott bewahre ihn, daß seine guten Vorsätze nicht so schnell wieder erschüttert werden!" seufzte die Mutter ihm nach. "Er ist nicht stark, er ist noch zu jung; er kennt die Welt noch nicht!" Mit schwerbedrücktem Herzen trat sie hinaus, um das farge Abendmahl zu bereiten.

Draußen trat ihr eine verschleierte weibliche Gestalt entgegen; eine Stimme, die in ihrem Herzen wiederhallte, machte sie wanken. . . Lola umklammerte sie, ihr Antlitz an der Mutter Brust bergend und laut schluchzend.

"Zürne mir nicht, Mama, gute, theure Mama!" bat sie mit halb erstickter Stimme. "Ich habe mich gegen Dich versündigt und will es wieder gut machen!"

Sprachlos umfing die Mutter das verirrte Kind. Sie hatte keinen Laut des Vorwurfs; aber plötzlich zusammenschreckend bei dem Gedanken an Egon, zog sie Lola in das Zimmer.

"Ruhe Dich hier aus! Du bist erhitzt," sprach sie leise, und sie dann ängstlich betrachtend, wie sie mit im Schooß gefalteten Händen dasaß, in ihren Bügen suchend, was geschehen sein könne, sank auch sie mit versagenden Knien auf einen Stuhl. "Mein Gott, mein Gott!" flüsterte sie vor sich hin, zitternd vor dem, was sie hören werde, laufend zugleich, ob Egon sie gehört. "Du wolltest sprechen, Lola!" sagte sie endlich, als diese keine Worte fand. "Wir wissen Alles! Egon ruhte nicht, bis er es erfahren. Ich habe Dir vergeben, aber er . . ."

Lola hob den Blick.

"Ich habe mir nichts vorzuwerfen als diesen einen unbedachten Schritt, Mutter; Gott ist mein Zeuge! Du weißt, ich hatte immer große Freude am Theater, und als es uns so furchtbar erging, stand mein Entschluß fest. Andere bestärkten mich darin. . . Ich wußte leider nicht, was ich that, als ich in meiner Verzweiflung zu dem Agenten ging. Ich stellte mir das Alles so anders vor und ich zittere vor dem Gedanken, wie es mir hätte ergehen können, wenn nicht. . . Kummer und Reue warfen mich auf der Heimreise auf das Krankenlager. . ."

Ein Geräusch in der Thür ihr gegenüber unterbrach sie. Egon war leichenblaß in derselben erschienen.

"Was sucht dieses ehrlose Geschöpf hier?" rief er, in seiner Verbitterung die Schwester mit zornsprühenden Augen durchbohrend. "Bis hieher hat uns die Schande getrieben, hier aber will ich mit Ehren wohnen! Du hast die Wahl, Mutter, zwischen ihr und mir! Keine Sekunde will ich mit ihr unter einem Dache sein! . . . Die Entscheidung fällt Dir schwer?" Sein Auge hastete schonungslos fordernd auf der Mutter, die beschwörend ihre Hände faltete. "Wohlan denn, so gebührt sie mir einem Geschöpf gegenüber, das sich so weit vergessen konnte, mit der elendesten Komödiantentruppe zu vagabundiren, das

es darnach noch wagen konnte, als Landstreicherin wieder bei den Seinigen zu erscheinen!"

Egon, heftig in sich durch erlittene Beschimpfung, unverzöhnlich gegen Lola, seit er von einem Schulkameraden sich hatte sagen lassen müssen, seine Schwester sei davon und unter eine wandernde Truppe gelaufen — Egon war vorgetreten; sich an seinen eigenen Worten erhitend, hob er die Hand.

"Egon, Du lügst!" Lola hatte sich erhoben. "Der Mutter gegenüber bin ich bereit, mich zu rechtfertigen, und ich that es bereits!" Mit zornflammenden Augen und von Schmerz zuckenden Lippen stand sie ihm gegenüber.

"Ich beschwöre Dich, Egon, sei nicht ungerecht gegen sie! Verzeih' ihr, was sie in Uebereilung gethan, als wir Alle verzweifelten!" Flehend, unter Thränen legte die Mutter die Hand auf Egon's Schulter.

"In Uebereilung!" höhnte dieser, noch mehr erhitzt durch der Mutter Parteinahme. "Hat sie in Uebereilung, Gott weiß von wem, die großen Banknoten angenommen, die ich vor ihren Augen verbrannt, ohne Dir, die Du schon Kummer genug hattest, davon zu sagen? Hat sie das Geld etwa für ihre Tugend erhalten? In einer der gemeinsten Theaterkassieren hat sie gesteckt, wo sie sicher keinen Heller Gage bekommen, und da sieh' hin, das neue Kleid, in dem sie zurückkehrt! . . . Ich wette, sie hat auch jetzt wieder Geld, und ich weiß nicht, warum sie wagt, sich bei uns noch zu zeigen!"

Er riß Lola das kleine Ledertäschchen vom Arm, öffnete es gewaltsam und schüttete den Inhalt auf den Boden, daß das Portemonnaie in demselben aufsprang und ein Duzend Goldstücke über die Dielen rollte.

"Da sieh'! Das hat sie noch übrig, nachdem sie die weite Reise bezahlt und unterwegs noch krank gelegen, wie sie uns glauben macht!" spottete Egon mit glutrothem Gesicht, das Täschchen mit dem Fuß in die Ecke stoßend. "Und jetzt nimm Du sie noch in Schutz! . . . Hinaus mit Dir und wage es nicht, diese Schwelle wieder zu betreten! Unserem Namen — Gott verzeih' mir! — vermagst Du leider keine Schande mehr hinzuzufügen!"

Und sie mit beiden Händen am Arm ergreifend, schleppte er Lola mit überlegener Gewalt zur Thür und stieß sie hinaus.

"Du hast zu wählen zwischen ihr und mir, Mutter!" rief er, sich im Bewußtsein des Rechts in die Ecke niederlassend und die Stirn in die Hand lehrend. "Und das Sündengeld da," — er sprang auf und sammelte die Münzen — "es brennt mir wie Feuer in der Hand! Sie mag es mitnehmen, da sie sich's verdient hat!" . . .

Zur Thür eilend, öffnete er diese, schleuderte das Geld auf den Gang und kehrte zurück, der Mutter den Weg vertretend, die mit erhobenen Armen ihr Kind zurückholen wollte.

"Noch einmal: sie oder ich!" rief er, vor die Mutter tretend, hart und bebend vor Aufregung. "Ich schwöre Dir, ich werde wahnsinnig, wenn ich der Schande noch mehr erleben und mit ansehen soll! Mit diesen Händen verbrannte ich kurze Zeit

vor ihrem Verschwinden eine Summe von Tausenden in Banknoten, die ich in ihrer Schublade gefunden — ich verschwieg es Dir, um Dir nicht den Schmerz zu bereiten — und sie hatte noch übrig, um das theure weiße Seidenkleid zu bezahlen, in dem sie zu Oppensteins in die Gesellschaft ging! Ich konnte sie leider nicht beobachten, wie ich wollte, da ich bis zum späten Abend in der Fabrik war, und deshalb konnte sie sich auch heimlich davon machen. Soll man jetzt mit Fingern auf mich deuten und auch noch sagen: „Das ist der Bruder der . . .“ Bei Gott, es ist zu viel! Noch habe ich den Muth, mich durchzukämpfen, aber diese Landstreicherin darf mir nicht mehr vor Augen kommen!“

Erdrückt von der furchtbaren Möglichkeit, die aus des Sohnes Worten sprach, zitternd vor seiner Heftigkeit, senkte die Mutter die Stirn in die Hände. Egon, stolz auf seine That, ließ sie allein und schritt in sein Zimmer.

Draußen stand Lola noch minutenlang, erwartend, daß die Mutter sie zurückrufen werde. Ihr Herz pochte so heftig, und doch vernahm sie des Bruders harte und laute Stimme hinter sich.

Als Niemand kam, brach sie in Thränen aus. Ihre Kniee wollten brechen, denn sie hatte die Wahrheit gesprochen, hatte unterwegs acht Tage lang am Fieber in Dresden gelegen. Noch einmal lauschte sie, sich zurückwendend. Sie hörte Egon's Stimme nicht mehr, aber auch die Mutter kam nicht; auch sie vergab ihr nicht.

Mit von Thränen verschleierte Augen tappte sie über den dunklen Gang zur Treppe . . . Wohin sie wollte, sie wußte es nicht. Und die Nacht sank schon herab . . .

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Walbed's Absicht, seine Zerklüftung mit Bettina der Oeffentlichkeit zu entziehen, war durch Oppenstein's blinde Parteinahme für die Letztere vereitelt. Er war abgewiesen, auch von der Begräbnißfeierlichkeit ausgeschlossen worden; die luxuriöse Wohnung, die zum Empfange des jungen Ehepaars bereit, blieb leer und verschlossen. Er hatte seine Junggesellenwohnung wieder bezogen. Darnach führte sein Weg ihn zu seinem Vorgesetzten.

„Ist das Alles, was Sie mir gesagt?“ fragte dieser, als Jobst ihm gestanden, Bettina habe sich, wie er zu spät einsehe, durch die Verstorbene zu dieser Ehe überreden lassen, sei aber nicht stark genug, eine erste Liebe in sich zu bekämpfen; ihre Leidenschaftlichkeit habe sie zu Auftritten verleitet, nach welchen eine Versöhnung, ein Beieinanderleben unmöglich, die Scheidung unvermeidlich.

Walbed's Kameraden, unter denen die Angelegenheit mit Schonung erörtert wurde, erklärten sich für ihn. Es war das eine unglückliche Verbindung, die seine Ehrenhaftigkeit nicht schädigen, seiner Carrière kein Hemmnis sein sollte. Sie suchten Walbed, dem unter diesen traurigen Umständen noch ein Nachurlaub erwirkt worden, auf, um ihn ihrer ferneren Sympathie zu versichern. Jobst nahm das Alles in apathischer Haltung hin.

Am vierten Tage erschien sein Bruder bei ihm,

ein hoher, stark gebauter Kavallerieoffizier mit gebräuntem Antlitz und blondem Vollbart.

„Ich selbst bringe Dir die Nachricht von dem, was uns geschehen,“ begann er, sich athemlos auf einen Stuhl werfend. „Die Entscheidung letzter Instanz in unserem Prozeß ist gestern eingetroffen, leider dennoch zu unserem Nachtheil! Wir haben unseren Gegnern das Gut auszuliefern, eine Schadenssumme von dreißigtausend Thalern und die Prozeßkosten zu zahlen.“

Jobst hatte ihn zerstreut und ruhig angehört.

„Nun?“ fragte er bitter vor sich hinlächelnd.

„Wir sind verloren . . . unsere ganze Familie! Die Mutter ringt verzweifelt die Hände, meine Frau ist halb wahnsinnig vor Schmerz und Demüthigung. Du allein kannst helfen.“

Jobst schaute fast entrüstet.

„Ich hätte es gekonnt . . . ich kann's nicht mehr, und nur ihr seid schuld daran!“

„Wir?“

„Du weißt nicht, was geschehen?“

Der Bruder blickte erst jetzt überrascht in dem simplen Garconzimmer umher.

„Ich wußte, daß Du zurück . . . Dein Urlaub war abgelaufen . . . Man erzählte uns, Du habest eine halbe Million als Mitgift erhalten . . .“ Er schaute wieder mißtrauisch auf die bescheidenen äußeren Verhältnisse des Bruders.

„So täuschte man euch. Uebrigens stehe ich bereits vor der Scheidung von meiner Frau. Ich glaubte euren Wünschen dadurch entgegen zu kommen.“ Walbed's Ton klang hart und bitter. Des Bruders Antlitz entfärbte sich. „Ihr werdet schon den Unfrieden zwischen mich und die Oppenstein'sche Familie, als ihr es für eurer unwürdig hieltet, zur Hochzeit zu erscheinen.“

„Ich meine doch, wir wären im Recht gewesen! Du solltest uns verstanden haben!“

„Ich nicht . . . damals wenigstens nicht. Aber Oppenstein verstand euch.“

„Wir wären es noch mehr gewesen, hätten wir damals schon Alles gewußt, was wir vor Kurzem erst erfahren. Geld ohne Ehre . . .“

„Und Du verlangst dennoch das erstere von mir! Hätte eure Ehre euch gestattet . . .“

„Unsere Lage ist eine so ganz andere geworden. Wir hofften noch immer auf ein günstiges Urtheil. Du konntest übrigens jede andere reiche Partie machen.“

„Warum machtest Du diese nicht? Anstatt überzeugt zu sein, daß ich verständig handle — und leider war auch mein Herz mit im Spiel! — warfset ihr schon vor der Hochzeit dem Baron Oppenstein den Handschuh in's Gesicht; er ist eitel, nicht weniger empfindlich als ihr. Nach der Hochzeit erhielt ich ein Schreiben von Dir zur Erklärung eures Benehmens. Ich war gutmüthig genug, der Mutter Vorwürfe und Mißbilligung versöhnen zu wollen, gab euch in meiner Antwort Recht und wies zu meiner Rechtfertigung auf unsere prekäre Lage hin. Das Unglück mußte meiner Frau diese Antwort in die Hand spielen und der Bruch mit ihr und Oppenstein ward ein vollständiger, unversöhnbarer.“

„Das war Deine Schuld allein; wir aber hätten

Dir wenige Wochen darauf noch Anderes schreiben können!" rief der Bruder. „Wir schwiegen, da Geschickliches nicht zu ändern war. Weißt Du denn, daß Deine Frau ihrer sogenannten Pflegemutter eigenes Kind, daß ihr Vater ein Bruder Oppenstein's ist, der vor Jahren unter sehr gravirenden Umständen die Armee verließ, nach London ging, dort unter einem andern Namen auftrat und eine gewisse Leonore Lautner heirathete, diese mit einem Kindesten lieb und sie zwang, zur Bühne zu gehen, das Kind aber hier fremden Leuten zu übergeben? Weißt Du ferner, daß diese Lautner die Tochter eines Musiklehrers, eines, wie man sagt, sehr genialen, aber leichtsinnigen Mannes war, der, wegen Wechselfälschung verhaftet, sich selbst das Leben nahm und seinem in London etablirten Bruder die Sorge für seine Tochter überließ? ... Wir erfuhren das Alles erst nachträglich, während Du auf der Hochzeitsreise, weil dieser Lautner in meinem jetzigen Garnisonsort gelebt hat; aber wir schonten Dich, da Du diese Allianz einmal geschlossen, ohne vorher unseren Rath zu hören; ist diese also eine so unglückliche, wessen Schuld ist es? ... Aber zum Teufel, was soll denn jetzt werden?" rief er mit heißem Gesicht und aufspringend. „Versöhne Dich mit ihr und mit Oppenstein!"

Jobst schaute ihm achselzuckend nach.

„Wie weit Dein Herz plötzlich geworden, das so eng urtheilte, als es sich um mein Wohl handelte! Ihr schontet mich! Erinnerst Du Dich nicht des Spottes in Deinem Briefe? Du hofftest damals noch auf einen günstigen Ausgang des Prozesses; ich that es nicht!"

„Wende Dich an ihre Mutter!"

„Die ist nicht mehr! Allerdings durfte Oppenstein keine Aufforderung fühlen, euch diesen Tod anzuzeigen. Wollte Gott, sie lebte noch! Ist sie auch die Stifterin dieser unglücklichen Ehe, so achte ich doch ihr Andenken. Sie war ein wohlwollendes, gutes Wesen; selbst in dem, was Du gegen sie sprachst, finde ich keinen Vorwurf für sie; Oppenstein machte eben, wenn auch wahrscheinlich unbewußt, nur gut, was sein Bruder an ihr verschuldet. Ich sehe darin eine Konsequenz des Schicksals, das ihn trieb, des Bruders Schuld zu sühnen; unbewußt sage ich, denn ich halte ihn einer Lüge nicht für fähig.“

„Du thust, als kümmerst Dich unser ganzes Unglück nicht!"

„Gott weiß, was in mir vorgeht!" rief Jobst mit zitternder Stimme; „und Du, auch die Mutter, ihr solltet es mit mir empfinden! Ich habe nicht das Recht, zu sagen: ich hatte auch euer Wohl, eure Rettung vor Augen, als ich um dieses Mädchen warb; es war das eine jener Handlungen, in denen wir kurzfristig genug unser Lebensglück erblicken. Ich taue nicht zum Romanhelden; ich sah dieses Mädchen plötzlich in Oppenstein's Hause, in dem ich seit Jahren verkehrte; ich fand sie schön, originell, Alles staunte sie an wie ein Geschöpf, das aus dem Rahmen der Alltäglichkeit wie ein Wunderbild heraustrat. Ihre Mutter erst gab mir den Muth, sie zu begehren, und sie ward mein, ehe ich den Muth

hatte, selbst daran zu glauben — mein, so schnell, wie sie mir wieder verloren! Frage nicht, was mich zwingt, den Schmerz über diesen Verlust in mir zu bekämpfen. Vielleicht gibt die Zukunft euch Recht; in mir selbst lebt eine Ahnung davon, die mich veranlaßte, bereits meinen Abschied zu begehren. Meine Kameraden waren dagegen; heute macht Deine Hiobspost ihn unerläßlich ... Hast Du mir noch mehr zu sagen?"

Jobst hatte sich mit finsterner Resignation erhoben; verlegen um eine Antwort auf diese Frage schaute sein Bruder vor sich hin.

„Und was gedenkst Du darnach zu thun?" fragte er rathlos.

„Ich habe die Zuversicht, in der Ingenieurschule meinen Platz namentlich für die Maschinenkunde zu finden, für die man mich sogar suchen wird; wenn nicht, so finden meine Kenntnisse Verwendung im Civildienst, den ich vielleicht sogar vorziehen werde. Aber Du? Gestatte mir dieselbe Frage. Aus Rücksicht für den erlauchten Oheim Deiner Frau tratest Du vor einem Jahr erst zur Kavallerie über.“

Des Bruders Antlitz färbte sich hoch; er verstand den Sinn dieser Frage.

„Wir haben uns also wohl Beide keinen Vorwurf zu machen!" antwortete er schroff.

„Du kamst nicht zu diesem Zweck und mir ist ein solcher fern. Aber noch eine Frage: was wird aus der Mutter? Du kennst ihre Ansprüche! Von Seiten unserer siegreichen Verwandten ist keine Rücksicht zu hoffen; ich habe stets vor dem Ausgang dieses Prozesses gezittert, den ihr mit so großem Vertrauen führtet ... Doch laß uns heute abrechnen! Seit dieser Stunde muß ich mir mein Leben auf einer ganz neuen Basis aufbauen. Für mich wär's genug mit dem einen Schiffsbruch gewesen. Hast Du mir noch Anderes, etwa von der Mutter, zu sagen?"

Der Bruder stand da mit zusammengepreßten Lippen, die Hand auf die Stuhllehne gestützt.

„Nein!"

„So sag' ihr von mir, ich sei für den Moment wohl ein armer, beklagenswerther Mensch, aber ich verschließe mich nicht dem Glauben, es sei am besten so, wie es das Schicksal gelenkt. Ich hatte die Hoffnung, selbst glücklich zu werden und der Mutter Alter sorglos zu machen; es hat nicht sein sollen, wie ich es dachte, aber vielleicht gelingt es mir anders, und so gehe ich denn unverweilt an die Gründung einer neuen Existenz ... Du verzeihst!" Er reichte dem Bruder die Hand. „Du findest mich zu Hause, wenn Du das Bedürfnis fühlen solltest..."

Der Letztere ging mit finsterner Miene. Die geringe Sympathie, welche durch Ungleichheit der Charaktere zwischen beiden Brüdern existirte, hatte dieß Wiedersehen nicht fördern können. Walbeck stand sich sammelnd da, als sein Burche ihm einen jungen Mann meldete, der um diese Stunde bestellt zu sein behauptete.

„Ganz recht! Führe ihn in mein Arbeitszimmer!" Die Arme gekrenzt, schaute er vor sich. „So sind sie Beide, auch die Mutter! Als ihr feindlicher Better gestorben, erwartete ich, daß Dagobert, sein

Sohn, mit dem ich als Knabe so befreundet, die Hand zur Einigung bieten werde. Sein Vormund gab es nicht zu. Seit einem Jahr ist er mündig; man hat keinen Versuch gemacht, ihm entgegen zu kommen, hat den Haß gegen seinen Vater auf ihn übertragen und auch ich bin dadurch mit ihm auf gespannten Fuß gestellt worden. Jetzt hat er sein Recht erstritten. Mutter und Bruder werden lieber untergehen, als ihm ein gutes Wort gönnen. In einigen Wochen erst ist mein Abschied zu erwarten, mein Urlaub dauert bis dahin; ich suche den Vetter auf; das Gut ist fein, aber die Rückzahlung des Ertrages uns zu erlassen, dahin dürfte ich ihn vielleicht bestimmen. Die Prozeßkosten werden uns noch schwer genug sein! Der junge Mann kommt mir recht; er soll meine Zeichnungen kopiren zur Einreichung. Dann zum Advokaten! Ich bin zu jeder Form der Scheidung bereit, um eine Thorheit wieder gut zu machen, die ich aus gutem Herzen beging!"

In seinem Arbeitszimmer wartete Egon auf ihn, bleich, mit abgehärmtem Gesicht, ihm mit scheuer Höflichkeit entgegen blickend.

"Ihre Probezeichnungen haben mir gefallen!" sagte Jobst freundlich. "Sie heißen Goldmann! Sind Sie vielleicht verwandt mit einer jungen Dame, der ich vor ganz Kurzem auf der Reise begegnete?"

Egon's Antlitz bedeckte sich mit dunkler Röthe. Tief beschämt schlug er das Auge nieder.

"Sie würden keine Ursache haben, dieses junge Mädchen zu verleugnen; ich lernte sie nur flüchtig kennen, habe sie aber auch achten gelernt. Sie schien nicht glücklich. Rosa Goldmann nannte sie sich."

"Sie ist meine Schwester." In Egon's Zügen ging eine merkbare Veränderung vor. Er athmete förmlich mit schwer bedrückter Brust auf.

"Wo ist sie jetzt?"

"Ich weiß es nicht!" Er schien nicht gefragt sein zu wollen.

"So sprechen wir von unserer Angelegenheit!" Jobst führte ihn an seinen Zeichentisch.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Oppenstein hatte sein Testament zu Bettina's Gunsten geändert. Obgleich äußerlich ruhig und zufrieden mit dem Geschehenen, schien sein Zustand sich zu verschlimmern. Er schickte nach ihr, wenn sie ihn verlassen; er hatte Furcht, wenn sie nicht bei ihm war. Sie allein durfte ihm die Medicamente reichen.

"Wären wir nur schon unterwegs, Bettina!" seufzte auch er. "Es ist Alles krank an mir; am meisten sind es meine Gedanken! Du wirst es auf der Reise recht schlimm haben mit Deinem Patienten... Sag' mir," flüsterte er, sie an sich ziehend, "hast Du nichts gehört von diesem... Walbeck? Die Scheidungsklage ist eingeleitet; wenn er Ehre im Leibe hat, wird er nichts einwenden!"

Bettina verneinte schweigend, zerstreut. Selbst der Name war ihr nur noch eine gleichgültige Erinnerung. Was galt ihr das Wand, das sie noch an ihn fesselte? Sie zerriff es verächtlich, wenn irgend etwas sie daran erinnerte. Uebrigens sah und hörte sie nichts von draußen.

Inzwischen sah Doktor Gundlach, der Arzt des Hauses und Vertraute Leonorens, zu seinem Verdruß, daß seit deren Hingang seinem vieljährigen Patienten jede richtige Pflege fehlte. Da Bettina stets um ihn sein sollte, war der Diener aus seiner Nähe verbannt, und auch dieser war mißmüthig und fahrlässig geworden, als man ihn verdrängte. Oppenstein selbst versenkte sich täglich mehr in eine Sensibilität, die es selbst dem Arzte schwer machte, ihm beizukommen.

"Machen Sie ein Ende!" rief Gundlach. "Begraben Sie sich nicht in Ihre Zimmer, fahren Sie hinaus in die frische Luft, suchen Sie einen klimatischen Kurort, um Ihre Nerven zu stärken. Und dann vermeiden Sie jedes Nachdenken, jeden Verdruß; das Schicksal macht es Keinem recht, Jeder muß sich fügen in das, was ihm beschieden. Vor Allem aber muß das verweichlichende Beisammensein mit dieser schönen jungen Frau ein Ende haben, die Ihnen doch die allerschlechtesten Pflegerin ist. Suchen Sie eine Versöhnung mit ihrem Gatten zu Stande zu bringen, denn die Sache macht unangenehmen Lärm; Walbeck's Kameraden nehmen alle Partei für ihn; man erzählt sich die abenteuerlichsten Dinge über diese schnelle und plötzliche Trennung!"

"Doktor, was das Erste betrifft, will ich ja Ihren Rath befolgen; ich will reisen; es ist Alles schon beschlossen, aber ich habe so mancherlei Dispositionen noch zu treffen. Sie wissen, wie schwerfällig die Behörden sind! Was Bettina angeht, ist sie ja mein einziger Trost. Ich habe die vollwichtigsten Gründe, diese Trennung gut zu heißen! Schmähen Sie mir das Kind nicht; Sie sehen ja, wie abgekehrt von der Welt sie lebt; sie will keine Zerstreuung und denkt nur an mich armen, kranken Mann! Wenn Ihnen Jemand etwas sagt wegen dieser Trennung, so antworten Sie, es sei auch mein fester, entschiedenster Wille so, ich werde mit allen Mitteln die Scheidung durchsetzen; das allein hindert mich ja noch am Reisen."

Dann eines Tages verlangte er eine drastisch wirkende Arznei, um, da er Alles vorbereitet, in den nächsten Tagen reisefähig zu sein. Gundlach verhandelte lange mit ihm und gab endlich nach. Die Wirkung dieser Arznei aber war, daß Oppenstein sich schon am Abend spät im bedenklichsten Zustande befand.

Bettina saß eben um diese Abendzeit, träumend, halb entkleidet und sich vor dem Lager fürchtend, in ihrem Zimmer, als ihre Zofe hereinstürzte. Der Herr Baron habe wahrscheinlich einen Schlaganfall bekommen!

Bettina's Gedanken waren so weit abseits, daß sie wie aus einem Schummer erwachend aufhorchte. Sie erhob sich; mit verwirrten Sinnen schritt sie, wie sie da war, durch die dunklen Gemächer.

Ein Diener war bei seinem unglücklichen Herrn beschäftigt, der andere bereits zum Arzt geeilt. Betroffen durch ihren Anblick, trat der Lakai zurück, ihr Raum gehend vor dem wie leblos in den großen Arbeitsstessel Zurückgesunkenen.

Ihr graute beim Anschauen der entstellten Züge. Auf dem Tisch, vor dem er gesessen, lagen Papiere,

in denen er so spät noch gelesen. Mit gefalteten, herabhängenden Händen stand sie da, rathlos, willenlos. Nur ein Gedanke stieg in ihr auf: wenn auch dieser Mann da starb, war sie frei . . .

Wohl überfiel sie ein Frösteln bei dieser Vorstellung, aber warum hing er noch am Leben! Um ihretwillen? Sie begehrte es nicht; zwischen ihr und ihm war ja kein Band als das eine, das er um ihren Nacken gelegt; all' sein Wohlwollen hatte, weil es ihr nicht gab, was sie begehrte, niemals eine dankbare Stätte in ihr gefunden.

Aber der Anblick des unglücklichen Mannes und all' das, was eben auf sie einströmte, verwirrte ihre Sinne. Wie gelähmt sank sie in der Ecke auf einen Sessel.

Der Diener schaute vergebens auf sie und wandte respektvoll das Auge wieder von ihrer Nachtoilette ab.

So verging eine Viertelstunde, bis der Arzt erschien. Als sie seine Schritte draußen vernahm, eilte sie fort, warf ihr Peignoir über die Schulter und kehrte zurück.

Der Arzt schien sehr besorgt; irgend eine Aufregung mußte eine Gehirnaffektion herbeigeführt haben. Sie beantwortete des Arztes fragenden Blick zerstreut mit einem Achselzucken und blickte dann neugierig auf die Papiere.

„Die Arznei ist schon halb geleert?“ fragte der Arzt erschreckt, nachdem er die ersten Dispositionen getroffen, die Flasche in die Hand nehmend. „Sie sollte bis morgen Abend reichen!“

„Er verlangte es!“

„Sie durften das nicht zugeben! Es ist Gift darin, das ihn hätte tödten können so im Uebermaß genossen! Es kann noch jetzt die schlimmsten Folgen haben!“

Bettina, düster vor sich hinschauend, gab keine Antwort, der Arzt sandte fort, um einen barmherzigen Bruder zur Pflege des Kranken zu beordern. Er blieb, bis dieser kam, um am Bette Platz zu nehmen, und verließ Bettina mit unfreundlichem Gruß. Diese raffte, als er hinaus, die auf dem Tische liegenden Briefe in die daneben stehende Kassette und eilte mit derselben in ihr Zimmer.

Und diese Briefe eben waren Oppenstein verhängnißvoll geworden. Der Veränderung in seinen Augen, seinen Gesichtszügen, seines Herzklopfens, seiner zitternden Hände und des dünnen, lechzenden Gaumens nicht achtend, hatte ihn Bettina am Abend verlassen, obgleich er sie bat, noch zu bleiben; er werde kein Auge schließen können. Fieberhaft aufgereggt, als er allein in seinem Schlafzimmer, war's ihm eingefallen, er wolle ja noch die Papiere der Dahingegangenen ordnen, die sie bei Lebzeiten so sorgfältig in ihrer Kassette verschlossen gehalten. Er hatte den Schlüssel dazu in einem Medaillon gefunden, das sie Tag und Nacht am Halse getragen.

In ruhigerer Stimmung würde er es nicht gewagt haben, sich einsam in nächtlicher Zeit gerade damit zu beschäftigen, aus Furcht, es könne in diesen Papieren — obgleich ihre Seele ihm immer wie ein aufgeschlagenes, inhaltsloses Buch erschienen — irgend etwas auf ihre Jugendzeit Bezügliches sein, das sie ihm vorenthalten, und sie könne um Mitternacht ihre

Geisterhand über seine Schulter strecken und das Papier vor seinen Augen am Lichte verbrennen. Sein exaltirter Zustand trieb ihn aber gerade hiezu.

In der Kassette fiel ihm zunächst ein Briefcouvert in die Hand, auf dem er seine Adresse: „An Guido“, las. Leonore schrieb:

„Ob es Pflicht eines Weibes ist, dem Gatten auch das zu sagen, was geschehen, ehe sie sich ihm gelobte, darüber bin ich mit meinem Gewissen nicht fertig geworden; aber für den Fall, daß ich vor Dir sterbe, will ich doch sozusagen nicht im Domino aus der Welt gehen.

„Du wirst dich wieder eines meiner banalen Gleichnisse nennen, aber wenn Du dieses liest, bin ich schon im Sterbenkleide und Du wirst nicht zürnen, wirst verzeihen, denn ich war Dir, was ich Dir sein konnte, mit gutem Willen und gutem Herzen. Du verlangtest freilich mehr; Du suchtest ein Ideal und fandest nur ein Alltagsweib, das die Noth auf den Dornenpfad der Kunst getrieben. Du mußtest viel Nachsicht mit mir haben; aber gestehe Dir selbst: bedurftest nicht auch Du derselben mit allen Deinen Tugenden? Warst Du Mann oder Gott genug, um ein Weib beherrschen, verbessern zu können?“

Oppenstein machte ein Gesicht; ihm erschien diese Frage verlegend; aber sie war ja schon im Sterbenkleide. Er vergab ihr.

„Ost,“ las er weiter, „ja fast täglich tadeltest Du an mir den Mangel an Erziehung; ich war doch nicht schuld an derselben, Du warst es nicht an der Deinigen, die Dich zu dem Ueberfünftlichen leitete, Dich Engel suchen ließ unter fehlerhaften, irrenden Menschen. Es gibt keine solche unter uns Frauen, und die es zu sein glauben, die sind es am wenigsten.

„Als Du mich für einen solchen verloren glaubtest, wolltest Du Bettina dazu machen. Du weißt, wie ich dagegen gekämpft. Gott walte, daß sie eben nur ein gutes Weib werde, wenn ich nicht mehr bin, denn ich fühle, daß das schleichende Uebel in mir, von dem ich Dir nie geklagt, mich eines Tages plötzlich fortnehmen wird, und deshalb drang ich darauf, Bettina in den Händen eines guten Mannes zu wissen, der Walbeck ist.

„Ich schreibe dieses am Tage nach Bettina's Vermählung. In meiner Seele ist seit derselben eine himmlische Ruhe; ich will die Stimmung, in der ich dem Schicksal für Alles danke, was es mir gethan, auch für das Schlimme, benützen, um Dir die ersten Seiten in dem Buche meines Lebens aufzuschlagen, die Du nicht kennst, nach denen Du nie gefragt — Du warst weise genug, es nicht zu thun, oder Du thatest es vielmehr nicht, weil Du meintest, es könnten nur Menschen von Charakter und Leidenschaftsergebnisse haben, die Anderen seien nur willen- und schuldlose Marionetten des Schicksals. Ich bin eine solche.

„Lies und zürne mir nicht, denn ich habe nie aus Schwäche oder Absicht gefehlt. Der Mann, der mich, ehe Du mir begegnetest, unglücklich gemacht“ — Oppenstein glogte mit stockendem Athem auf das Papier — „ist längst verschollen, ich hörte nichts mehr von ihm und sein Name ist mir fast fremd geworden.“

„Unglücklich gemacht!“ Aber er las weiter: „Was Bettina betrifft, erkenne die wunderbaren Wege, auf denen Gott sie zu uns führte. Ich habe dem Höchsten stets innig dafür gedankt und mit reinem Herzen darf ich vor ihn treten, wenn er mich vor seinen Richterstuhl ruft . . .“

Alle diese Zeilen liefen vor Oppenstein's Augen mehrmals durcheinander; sie enthielten ein Bekenntniß, das ihm bedenkliche Zuckungen in den Gesichtszug und Fingernerven verursachte. Aber Leonore ging so schnell über jene Unglücksphase hinweg . . . Er legte nervös das Schreiben beiseite und griff zitternd nach den übrigen Papieren.

Das Blut stieg in heftigen Wallungen in ihm auf und ab; heiß und kalt ward's ihm im Gehirn. Leonore hatte einen Roman gehabt, ehe sie . . . Eine Anwandlung von Groll mischte sich in die frommen Gefühle, mit denen er ihrer gedacht.

Ungebuldig, noch immer zuckend mit den Händen, nahm er ein Papier nach dem andern heraus. Er fand vergilbte Briefe von Jugendfreundinnen und Verwandten, dann las er von bedrückten Familienverhältnissen, von einem pflichtvergeffenen Vater, endlich einen Brief ihres Oheims in London, der ihr schrieb, er sei bereit, sie nach dem Ableben ihres Vaters auf einige Jahre zu sich zu nehmen, darnach aber müßte sie sich selber weiter helfen, da auch er nichts übrig habe.

Dann kamen englische Briefe, die er beiseite legte, und endlich in einem wohl seit vielen Jahren verschlossen gebliebenen Couvert wieder deutsche Briefe von einer Männerhand, die ihm unklare Erinnerungen weckten.

Mit sich weitenden Augen, einem Brausen in den Ohren las er diese Briefe. In den einen standen heiße Liebesbetheuerungen, in den späteren herrschte ein bitterer, vorwurfsvoller Ton — alle unterzeichnet „Ottokar“. Er überflog sie, nur die wichtigsten Stellen erfassend, mit heißen Augen und Athem. Da endlich fiel aus einem der Couverts ein kleines photographisches Bild, das eines jungen Mannes, welches ihm wiederum eigenthümlich halb düstere Erinnerungen wach rief.

Er vergaß in seiner nervösen Verfassung, was er gelesen; er starrte nur auf die hübschen, aristokratischen Gesichtszüge. Diese Augen, diesen charakteristischen Zug um die leidenschaftlich geflügelte Nase, dieses sich in einer Schnippe über die Stirn senkende krause Haar . . . Und Ottokar! . . . Es war sein Bruder, sein längst vergessener, verschollener Bruder! Es war seine Handschrift, dieselbe ihm unvergeßliche Hand, die ihm jenen Brief nach Paris geschrieben!

Von da ab verlor seine Fassungskraft jeglichen Zusammenhang. Mit laut pochendem Herzen und schmerzenden Kopfnerven durchflog er alle Briefe von dieser Hand, mühsam und mit kaltem Schweiß auf der Stirn rechnete er zurück. Der erste dieser Briefe datirte einige Jahre nach jener Zeit, da sich sein Bruder, um Hülfe stehend, an ihn gewandt und nicht mehr aufzufinden gewesen. Er war also nach London gegangen, hatte sie später dort kennen gelernt . . .

Aber die anderen Briefe, die er durcheinander geworfen! Aus einem derselben ging hervor, daß

sein unglücklicher Bruder unter dem Namen Ottokar Seefeld in London als deutscher Sprachlehrer sein Brod gefunden. In einem andern betheuerte er ihr seine Liebe, in einem dritten war von dem bevorstehenden Tage ihrer Verheirathung die Rede; in einem zwei Jahre später von Southampton datirten endlich, der in der Verbitterung eines vom Schicksal Verfolgten redete, schrieb er ihr seinen Abschied; er gehe als Begleiter eines reichen Amerikaners in die neue Welt; die Summe von fünfhundert Pfund, die er diesem danke, habe er für sie in London deponirt, er habe keinen andern Rath für sie, als den, sich mit ihrer schönen Stimme zu ernähren; sei ihr in dieser Carrière das Kind hinderlich, so solle sie, da sie ja ohnehin nach Deutschland zurückverlange, die kleine seinem früheren Offiziersburschen Karl Monte in Berlin, Schönhauserstraße, übergeben, der sich dort als Schloffer etablirt; sie solle ihm sagen, er werde für das Kind sorgen. Hatte sie also auch von diesem seinen wahren Namen nicht erfahren?

Weiter las er nicht. Die Ueberzeugung, daß auch sie ihn getäuscht, der er seit ihrem Hingang so viel Unrecht abgebeten, die er so heiß beweint, verursachte eine Gehirnerschütterung. Er sank zurück, und so fand ihn sein Diener, als derselbe kam, um nach Bettina's Instruktion ihm die Arznei zu reichen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Bettina schloß auch diese Nacht wieder kein Auge. Selbst wenn die Ermattung sie eingelullt, schreckte sie auf; ihr war's gewesen, als rüttle sie Jemand am Arm, und dann starrte sie in die auf dem Standelaber brennenden Kerzen.

Da, unter demselben, hell beschienen von dem Lichtglanz, lagen die Papiere, die sie mitgenommen. Sie verstand die geisterhafte Mahnung, die sie immer wieder aufgerüttelt. Sie erhob sich und las . . . las bis das graue Tageslicht durch die Spalten der Jalousien drang und ein schüchternes Pochen sie schreckte.

Sie hob die Papiere hastig zusammen, erhob sich mit bangem Gefühl und schaute zur Thür. Was sie gelesen, hatte sie nur verwirrt, nicht überrascht.

Die Jungfer trat ein. Bettina's weit geöffnete Augen machten das Mädchen bestürzt; es fand nicht gleich die Worte.

„Was ist . . .“

„Der Herr Baron . . . verlangen nach der gnädigen . . .“

„Er lebt?“

„Der Arzt war die halbe Nacht bei ihm; er sagte eben beim Fortgehen, der Kranke verlange nach der gnädigen Baroness . . .“

„Es ist gut!“ Bettina sank wieder zurück. Ihre Hände zitterten im Schooß. Sie blickte zum Fenster in das Tagesdämmern, das den Lichtkreis wie mit einem grauen Staubkranz umgab. „Er weiß jetzt also, was ich längst geahnt; ich muß es ja errathen aus so Manchem in ihrem Wesen gegen mich; aber ich will ihm nicht zeigen, daß ich weiß . . .“ Sie raffte die Papiere zusammen. Ein Frösteln schüttelte sie; unbekleidet hatte sie stundenlang bei diesen Papieren gesessen.

Die schwarze Robe, die sie am Abend abgelegt, hing über dem Stuhl; sie zog die Hand zurück, die sich darnach ausgestreckt.

„Immer schwarz und wieder schwarz! Mir friert das Herz!“ Sie hüllte sich in ihr weißes Negligé und that die Kassetten in ihr Taschentuch. „Ich möchte lieber schlafen; ich bin todmüde!“

Durch die dunklen Gemächer schwebend, erreichte sie Oppenstein's Schlafgemach. Der barmherzige Bruder erhob sich und gab ihr Raum am Bette.

„Er verlangt dringend nach Ihnen!“ flüsterte er.

Bettina gab ihm einen Wink, sie mit dem Kranken allein zu lassen. Sie selbst wolle wachen, er möge wieder gehen; man bedürfe seiner nicht mehr. Dann dicht an das Bett tretend, schaute sie in das bleiche gelbe Antlitz.

Oppenstein schien ihre Nähe zu empfinden; er öffnete die glanzlosen Augen und streckte die Hand nach ihr aus. Bettina berührte dieselbe mit Ueberwindung, denn sie war kalt und zitternd.

„Bleib' Du bei mir!“ bat er. „Ich fürchte mich vor dem fremden Mann! Ich fühle mich besser! Wir wollen reisen! Vielleicht heute noch!“

Er hatte sich mühsam aufgerichtet, blickte so bange und schen um sich und klammerte sich an sie. Dieses halbe Priestergewand des Barmherzigen, als er, gegen Morgen zu sich kommend, es bemerkte, hatte ihn anfangs erschreckt, dann ihm wieder Erinnerungen an seine Klosterjugend geweckt. Er hatte die Ulmen wieder über sich rauschen gehört, hatte sich mit dem Bruder Lorenz in die Welt hinauszuziehen und dann auch den barmherzigen Bruder vor seinem Bette gesehen, wie er in Paris nach langer Krankheit zum Bewußtsein zurückgekehrt; dann endlich erbrach er in seinen Phantasien den Brief seines unglücklichen Bruders, der ihn um Hilfe anflehte, und sah das kleine Bild desselben unter den Briefen Leonorens...

In seiner Angst hatte er nach Bettina verlangt, und wie sie vor ihm stand, fühlte er sich beruhigt. Nur sein Kopf schmerzte, seine Nerven waren im traurigsten Zustand.

„Ob es denn noch immer nicht Tag werde! Die Nacht sei so entsetzlich lang!“ fragte er so flehentlich, als sie das Antlitz abwandte.

„Ich bin müde! Todmüde!“ Die Spannung ihrer Nerven war in der That in eine gänzliche Erschlaffung übergegangen. Sie entzog ihm die Hand; mit herabhängenden Armen und gesenktem Haupt stand sie neben dem Bette.

„So ruhe Dich aus... dort auf dem Divan!“ bat er. „Ich bedarf ja keines Wächters! Mir ist besser! Nur in meiner Nähe möcht' ich Dich haben!“

Sie sank neben seinem Lager auf den Stuhl, ihr Sinn fiel auf die Brust; die Augen halb schließend, die Hände im Schooß, blickte sie mit trauernder Miene vor sich.

„Ich möchte fort von hier!“ flüsterte sie. „Weit fort! Es ist so unheimlich hier!“ Ihre Hand preßte sich auf die Brust, um die innere Unruhe zu bändigen.

„Du hast ja zu bestimmen! Dieser kleine Unfall gestern war gar nicht der Rede werth! Ich will mit dem Arzt ein vernünftiges Wort sprechen. Er hat die Sache viel schlimmer angesehen, als sie

war... Die Papiere gestern Abend...“ Er schien sich derselben erst jetzt zu erinnern und blickte verlegen zum Tisch. „Du hast die Papiere...“

„Ich verschloß sie in der Kassetten, als ich sie fand!“

„Du läsest... sie nicht?“

Bettina schüttelte schweigend und überdrüssig das Haupt und lehnte dasselbe zurück.

„Sie enthielten auch nichts Wesentliches... Nein, gar nichts berart!... Leonore besaß ein ruhiges, den Stürmen unnahbares Gemüth... Die Lektüre regte mich nur auf. Du wirst mir den Schlüssel der Kassetten geben.“ Prüfend und heimlich beobachtete er Bettina's Profil; er sah sie in dumpfem Hinträumen, aber beunruhigend war ihm trotzdem die heftige Bewegung ihrer Brust. Seit Leonore nicht mehr war, fehlte ihm ein vertrautes Wesen, das ihm half zu verstehen, was in diesem so ungewöhnlichen jungen Weibe vorgehen könne, und das machte ihn ängstlich, erregte in ihm das Verlangen, ihr in Allem entgegenzukommen.

Der Tag kam inzwischen herauf. Oppenstein erkannte deutlicher, als es die matte Nachtlampe gestattet, Bettina's Züge. Er richtete sich auf. Beider Blicke begegneten sich jetzt. Er erschrak vor dem ihrigen, aber er verstand ihn nicht. Der Schirm des Nachtlichts hatte das Bett geschützt, jetzt beleuchtete der Morgenschimmer sein aufgerichtetes Antlitz.

„Stirbt er denn nicht?“ fragte Bettina's kaltes Auge, in seine Züge starrend. Sie schüttelte sich wie im Morgenschauer.

„Ich fühle mich merklich besser!“ sagte er, sie tröstend. „Ich wollte, der Arzt ließe mich in Ruhe. Sobald es hell geworden, will ich aufstehen. Laß uns inzwischen plaudern. Du bist betrübt! Du sollstest Dich nicht verstimmen lassen.“

Bettina schüttelte das Haupt.

„Wie ich Dich so ansehe, Kind, ist es mir, als habest Du noch einen besondern Kummer auf dem Herzen. Bin ich Deines Vertrauens etwa nicht werth? Siehst Du nicht, daß ich Alles thue, um Dich glücklich zu machen?“

Abermals dieselbe stumme Bewegung. Er legte bittend seine Hand auf die ihrige.

„Schütte mir Dein Herz aus! Sei überzeugt, ich bin zu Allem bereit, was Du begehren kannst.“

„Du warst es nie!“ Ihr Ton klang rau und trozig. „Wärest Du es gewesen, ich würde glücklich sein!“ Bettina sah ein, daß sie noch mit dem Lebenden zu rechnen habe.

Oppenstein erschrak; sie entzog ihm ihre Hand.

„Bettina!“ rief er vorwurfsvoll.

„Wer hat mich diesem Walbeck in die Arme geliefert! Wer anders als ihr!“

„Bettina, Du lästerst die Verklärte! Sie meinte es gut mit Dir! Sie sagte mir wiederholt, Du müßtest mit Gewalt von dem überzeugt werden, was Dein Glück sei!“

„Habe ich etwa diese Ueberzeugung gefunden? Ueberzeugtest Du selbst Dich nicht von dem Unrecht, das ihr an mir begangen, als ihr...“ Sie preßte die Hände vor die Stirn und seufzte.

„Aber um Gottes willen, Kind!“ Oppenstein

blickte sie betroffen mit weit geöffneten Augen an, als schlage ihn plötzlich ein Gedanke mit Schrecken. „Ich war allerdings gegen eine Verirrung von Dir, die ich Deinem unerfahrenen Herzen nicht anrechnete, wohl aber Dem, der mich so mit Undank belohnte. . . Wärest Du im Stande, diesen Geiger noch. . . Es wäre ein Unglück, ein entsetzliches Unglück! . . . Bettina, ist das die wahre, wirkliche Ueberzeugung Deines Herzens?“

„Sie ist es!“

Oppenstein hatte nicht den Muth, ein Wort zu erwidern. Was ihm Leonore im Sterben gesagt, drängte sich seiner Erinnerung auf, und sie fehlte ihm jetzt, sie war hinüber gegangen, ihm mit seiner Schwäche den Kampf gegen eine Leidenschaft überlassend, die er selbst verdamnte, der er jetzt gedankenlos Vorschub geleistet, indem er seinen Advokaten beordert, ohne Schonung gegen Walbeck vorzugehen.

Seine Hände zuckten krampfhaft auf der Bettdecke; er wagte nicht, zu Bettina hinüber zu sehen, er hörte nur, wie schnell und heftig ihr Athem ging.

„Du weißt jetzt, was in mir vorgeht!“ sprach sie dumpf vor sich hin, und er war froh, daß sie überhaupt diese peinliche Stille unterbrach. „Warum soll ich Dir noch ein Hehl daraus machen! Ihr zwanget mich, mit Walbeck vor den Altar zu treten. Ich habe nicht gelogen, als ich das Ja vor demselben aussprach, denn ich setzte leise hinzu: Wenn es in meiner Kraft liegt, den Einen wirklich zu vergessen, dem ich mich selber vor Gott gelobt; denn ich stehe nicht hier aus eigenem Trieb und Willen! Als ich die Kirche verließ, that ich es mit dem Bewußtsein, keine Lüge gesprochen zu haben. Als ich Walbeck verließ, geschah dieß mit der Ueberzeugung, jenen Andern nie vergessen zu können. Ich habe mir also nichts vorzuwerfen, und selbst wenn ich es müßte, ich werde nicht glücklich werden, so lange ich ihm nicht gehöre. . .“ Bettina erhob sich entschlossen und schonungslos fuhr sie fort: „Ihr naht euch Beide meiner an, als ihr mich, ein armes Kind, bei armen Leuten fandet, das keine Ahnung von der Sphäre hatte, in die ihr mich führtet. Ihr versprachet jener armen Frau, für mich reichlich zu sorgen, und ihr thatet es in eurer Weise. Ich nahm eure Wohlthaten an, so lange ich zu jung und unerfahren, um zu ahnen, wohin diese mich führen würden. Ich sah, daß ihr mich in's Elend triebet und ich gehorchte mit zerrissenem Herzen. Da aber erst, als es geschehen, sah ich ein, daß ich elend geworden durch all' eure Liebe. Was, und wie soll ich euch danken für sie, die ich doch nicht begehrt? Was ihr für mich gethan, ward mir zu einem verhängnißvollen Geschenk. Zurückgeben kann ich es euch nicht, aber verzichten auf das, was Du ferner noch für mich thatest und thun willst, das kann ich, indem ich dafür begehre, was ihr mir nicht gewähren wolltet; ich will nicht das Eine ohne das Andere! Ueberlaß mich also dem Schicksal, das ich mir selber wähle! Andere Hände werden Dich pflegen; auch Du wirst ruhiger sein, wenn Du keinen Vorwurf mehr in meinen Augen zu lesen hast; und führt der Weg, den ich wandle, nicht zu meinem Glück, Du sollst nicht mehr von mir hören, ich selber will die Verantwortung für mein ferneres Geschick tragen!“

Mit groß und furchtsam aufgeschlagenem Auge hatte Oppenstein sie angehört. Die Worte der sterbenden Leonore fanden eine furchtbare Bestätigung; er konnte es nicht fassen, bis ein angstvoller Blick in Bettina's Antlitz ihn überzeugte.

Er rang die Hände auf der Bettdecke bis sie geendet; er zitterte, als sie darnach, auf seine Entscheidung wartend, noch dastand, hoch aufgerichtet mit heftig bewegter Brust; aber erst, als sie sich von ihm wandte, rief er:

„Bettina! Hab' Erbarmen mit mir! Ich war nicht schuld an dieser unglücklichen Ehe, aber. . . Höre mich an!“ Er streckte den Arm nach ihr aus. „Was Du von mir verlangst. . . So höre mich doch. . .“

Bettina's Fuß hatte sich zum Gehen gewandt; sie hielt jetzt inne. Das Tageslicht drang bereits heller durch die Vorhänge, aber er wagte nicht mehr, zu ihr aufzuschauen.

„Bleib', ich bitte Dich! Höre an, was ich Dir zu sagen habe! Du weißt ja, daß ich Dir nichts zu weigern im Stande bin, aber. . . Sei vernünftig, Bettina!“ bat er, wieder die Hände ringend. „Ich will ja nicht begehren, daß Du bei mir bleiben sollst, bei mir armen, gebrochenem Mann! Ich gab Dir Alles, was ich habe, Du kannst wählen unter unseren Kavaliern, nenne mir von ihnen, wen Du willst, es soll mir jeder willkommen sein, nur. . . Mein Gott, nur. . . Du weißt ja nicht, daß die Selige im Sterben mir den heiligen Schwur abnahm, nur diesen Einen. . . Ich würde Dir ja nicht entgegen sein, wenn Du glaubst, er allein sei Dein Glück, aber in jener schrecklichen Nacht ihres Todes, als ich verlassen an ihrem Sterbebette. . . Ich schwor es ihr; Du kanntest ja ihre Grundsätze, die einer wahren, treuen Mutter. . .“

„Einer wahren Mutter!“ unterbrach ihn Bettina in abgewendeter Haltung mit heiserer Stimme. „O, ich errieth sie längst aus hundert kleinen Zügen, wenn sie, eine Lügnerin vor Dir und vor mir, ihr Mutterherz hinter dem einer Gönnerin, einer Wohlthäterin zu verdecken suchte. . .“

Oppenstein's Haupt hatte sich gebeugt, als empfangen er einen Todesschlag. „Eine Lügnerin. . . Leonore, die Alles gut zu machen gesucht, was sie gesehen haben mochte!“

„Die von fremden Leuten ihr Kind zurückkaufte, um es um den Preis seines Glücks an einen Andern zu verhandeln, und Du glaubst, ich habe ihr diese Liebe jemals danken können, die sie auch von ihrem Kinde zurückkaufen zu können meinte? Gott verzeihe ihr und danke Dir, was ihr an mir gethan, ich vermag es nicht!“

Gleichgültig gegen die Hilflosigkeit des Unglücklichen verließ sie ihn und schritt in ihr Zimmer.

Mit bleichem Antlitz und zitternden Händen fleidete sie sich an. Mochte er nach ihr begehren, sie wollte hinaus in die freie Luft. Sie bedurfte eines bestimmten Entschlusses, um ihren Worten eine That hinzuzufügen. Mochte dieser arme, sieche Mann durch sein Wort an den Willen einer Todten gebunden sein, was band sie noch an ihn! Sie war seine Erbin; ihm blieb nichts übrig, als sein Testament zu erfüllen, und zu was lebte er noch? Wenn

er sie liebte, wie er vorgab, warum hatte er, der nichts mehr vom Leben zu fordern, sich gestern vor dem Tode gestraubt, warum löste er durch diesen nicht sein Versprechen ein?

Finstere, unheimliche Vorstellungen tobten in dem ohnehin durch zwei schlaflose Nächte wüsten Gehirn. Alles, was sie hier umgab, stößte ihr Abscheu und Grauen ein; jeder ihrer Gedanken trieb sie hinaus, wo für sie das Leben war. Ein Grab dünkte sie dieses Haus, und dieser alte Mann, der sich jetzt an sie klammerte, der es nicht vermocht, ihr auch nur einen Schimmer von Zuneigung abzugewinnen, stellte sich ihr am Rande des Grabes noch in den Weg, ein Gespenst, das doch ein einziger Morgenhauch verwehen konnte!

Ohne den Diener zu instruiren, schritt sie in aller Frühe in Hut und Mantille über den Korridor. Auf dem Flur aber wich sie zurück vor einer verschleierten Frauengestalt, die eben leise die Treppe hinabschwebte und auch ihrerseits überrascht auf der untersten Stufe innehielt.

„Du bist es!“ Bettina sah sich Lola gegenüber, die unschlüssig, die Hand auf der Treppenlehne, da stand und sie anstarrte. „Wie kamst Du hierher? Man sagte mir, Deine Mutter . . .“

„Ich wollte die Nacht in meinem alten Zimmer verbringen!“ Lola schaute nicht auf, während sie sprach. „Ich wollte hier von Niemanden gesehen sein.“

„Ich habe mit Dir zu sprechen!“ Bettina ergriff plötzlich entschlossen Lola's Hand und zog sie gegen deren Willen mit sich in ihr Zimmer. Hier warf sie die Mantille ab und trat erregt zu ihr, die rath- und obdachlos am Abend den weiten Weg hieher gemacht, um sich zu überzeugen, ob ihr früheres Zimmerchen noch unbewohnt, und da sie dasselbe verschlossen gefunden, in einem dunklen Treppenverflage die Nacht verbracht.

„Du warst es, die mich in Wien verrieth!“ rief Bettina, mit gekreuzten Armen und drohenden Augen vor ihr stehend.

Lola, bleich und mit schmerzenden Gliedern, schlug die ihrigen auf.

„Ich bin nicht schlecht genug, um Andere zu verrathen, denen ich Dank schulde!“

„Wer hat denn verrathen, daß ich am Abend bei Frau von Ertel sei? Nur Du wußtest es!“

„Herr von Walbeck wußte schon davon, als er mich am Abend aufsuchte.“

Kannst Du mir das schwören?“

„Mit gutem Gewissen! Ich verließ an jenem Abend schon Wien; unterwegs erkrankte ich in Folge all' der Aufregung und des Kammers und lag fast acht Tage in Dresden. Bei meiner Mutter ward ich von meinem Bruder mit Schmähungen empfangen, er wies mir die Thür und . . .“ Lola brach in Thränen aus. „Ich bin verlassen und verloren! Selbst das Geld, das Du mir kürzlich gabst, nahm er mir ab und warf es von sich. Ich habe kein Glück mit Deinen Wohlthaten.“

„Und was gedenkst Du zu thun?“

„Ich weiß es nicht. Mir bleibt nur übrig, noch einen Versuch am Theater zu machen, aber mir graut davor!“

Bettina gewahrte erst jetzt die eingefallenen Züge des einst so frischen Mädchengesichts.

„Warum wiesest Du den Vorschlag zurück, den ich Dir in Wien machte.“

„Weil Du zu heftig und gewaltthätig bist; ich hoffte, bei meiner armen Mutter wieder Aufnahme zu finden und dann . . .“

„Du bist eine Närrin! . . . Setz' Dich und laß uns plaudern! . . . Du hast nichts, keinerlei Aussichten! Am Theater wird's Dir nicht besser ergehen, so lange Du nichts kannst!“

Lola nickte traurig vor sich hin.

„Hier hat sich inzwischen Manches, ich könnte sagen, fast Alles geändert. Sie ist gestorben, ehe ich hier eintraf; mein Pflegevater stirbt vielleicht heute noch. Er hat mich zur Erbin seines ganzen Vermögens eingesetzt und auch die Besingung am Rhein gehört mir schon. Meine Scheidung von Walbeck ist eingeleitet . . . Ich bin jetzt reich und unabhängig.“

„Und was gedenkst Du zu thun?“ Lola blickte sie argwöhnisch fragend an.

„Sobald die Scheidung ausgesprochen, soll mich nichts hindern, dem Manne meine Hand zu reichen, den ich liebe.“

„Und was willst Du mit mir?“

„Du sollst bei mir bleiben bis . . . Ich weiß ja selbst noch nicht. Es kann jede Stunde mit ihm zu Ende gehen . . . Verstoßen bist Du von den Deinigen, die Welt ist groß, es wird sich etwas finden für Dich, wenn Du nicht mehr in Noth bist.“

Lola maß sie mit trauerndem Blick. Diesem undankbaren Geschöpf warf das Schicksal Alles in den Schooß, während sie mit Noth und Glend kämpfte!

„Nun, was überlegst Du noch? Du sagtest ja selber, daß Dir durch Deinen Vater Alles verschlossen sei! Am Theater freilich fragt man nicht darnach, das kannst Du Dir ja überlegen. Wenigstens heute könntest Du hier bleiben, bis Du . . . Deine Schuld ist's doch, daß wir uns nicht mehr so verstehen. Du wirst müde sein; nimm das kleine Hinterzimmer. Vielleicht kannst Du Dich doch mit den Deinigen noch ausöhnen . . . In einer Stunde hoffe ich zurück zu sein.“

Ohne Lola's Antwort abzuwarten, eilte sie hinaus.

„Was sie nur hat? Sie war mir unheimlich, als sie so herzlos von ihrem Pflegevater sprach!“ Mit schmerzenden Gliedern suchte Lola das ihr angewiesene Zimmer. „Ich will der Mutter schreiben! Bis dahin will ich dieß Obdach annehmen. Ich verstehe sie ja, sie will nur nicht allein sein, wenn er stirbt. Sie kennt ja nur sich!“

Erschöpft an Körper und Seele streckte sie sich auf das Sopha und verank in tiefen Schummer.

(Fortsetzung folgt.)

Senilleton.

Mosaik.

Das schöne Geschlecht auf Reisen. Die Zeit der sommerlichen Reisen ist angebrochen; wer nicht gezwungen ist, in den verdödeten, von Staub und Hitze dampfenden Metropolen zurückzubleiben mit dem stillen Wunsche Faust's im Herzen: „D wäre doch ein Zaubermantel mein“ u. s. w., der strebt hinaus in die verlockende Ferne, dessen Phantasie belebt sich mit fröhlichen Reisebildern, denen allerdings auch die Schatten nicht fehlen — das Pfeifen, Rasseln und Stöhnen der Dampfwagen, die Unbilden des Wetters, die in Permanenz erklärte Unruhe, die Gepädforgen, unangenehme Reisegefellchaft, Zugverpätung und wie all' diese kleinen Reiseknoche heißen, die aber keine Rolle spielen im Vergleich zu den Genüssen, die ein ambulantes Leben denn doch unter allen Umständen mit sich bringt. Den schönen Pariserinnen, welche es auch nicht mehr aushalten können in einer Stadt, wo man nicht mehr startet und nicht mehr tanzt, wo die letzte der Premieren vorüber und die späteste der Ausstellungen geschlossen ist, gibt ein französisches Blatt folgendes amüsante Reisebrevier in die hübschen Fingerringen, das auch unsere schönen Leserinnen interessieren dürfte: Wenn Sie mit großer Dienerschaft reisen, Madame, so können Sie sich das Vergnügen machen, Koffer von allen Dimensionen mitzunehmen, lang und breit genug, damit die kostbaren Toiletten nicht zerknittert werden, große Ungethüme mit Kupferbeschlag und Ihren Initialen auf allen Seiten bis herab zu den kleinen, zierlichen Necessaires und Feinwandveloppen, Hutstacheln à discretion u. s. w. Dieses luxuriöse Gepäck wird Sie in den Stand setzen, überall, wie in Paris selbst, Ihren Launen und denen der Mode die Fäden zu lassen; in den großen, internationalen Hotels, welche die Stationen Ihrer Reise bilden, werden Sie Alles bezaubern, vorausgesetzt, daß Sie Geist und natürliche Anmuth besitzen, Gaben, die in Dingen des Geschmacks noch viel mehr bedeuten, als die Schönheit. Oder reisen Sie vielleicht mit Ihrem Herrn Gemahl auf vier Wochen nach der Schweiz, Italien oder Spanien? Dann lassen Sie um Gottes willen diesen ganzen reizenden Plunder hübsch zu Hause, Madame, und beschränken Sie sich auf ein bequemes Handkofferchen. In dem einen Fach desselben befindet sich eine einzige große Toilette, ein solides Taffettstückchen zum Strapazieren, zwei Negligés, ein Blüsemitterröschchen, sechs feine Batisthemden und die übrige intime Garderobe, Alles aber ohne Bänder, damit man sie binnen zwei Stunden im Hotel waschen und trocknen kann, denn time is money, dieser Satz gilt doppelt von der Reisezeit. Ferner erwähnen wir zwölf Paar seidene Strümpfe, ein Dutzend Batisttaschentücher, sechs einfache Taschentücher, drei Spitzenhüts, sechs Meter weißer und schwarzer Spitzenrüschen und einige Dutzend Handschuhe. In dem andern Fach ein Paar starke Stiefel für den Regen, ein Paar Schnallenschuhe à la Henri deux, eine zur Toilette passende Chausüre und ein Paar Pantöffelchen für die verwöhnten Füßchen. Auch vergessen Sie ja nicht, in einer mit Heliotrop parfümirten Enveloppe einen genügend langen und breiten Batistack in den Koffer zu legen. Dieses praktische Ding wird Ihren Körper vor der Berührung mit fremder Bettwäsche in den Hotels bewahren, die unter allen Umständen etwas Unbehagliches hat. Und jetzt sind wir fertig, der Koffer kann geschlossen werden. Als Reisetoylette rathe ich Ihnen den runden, süßreinen englischen Rock mit anliegender Jaquette und einen chevaleresken kleinen Filzhut oder ein rundes Hütlein aus englischem Stroh ohne diffizilen Ausputz wie Blumen und gewisse Federn, aber mit einem schühenden Gajeschleier. — Reisen Sie ganz allein, Madame, so nehmen Sie nichts weiter in's Coupé, als eine leichte Reisetasche, damit Sie unerwünschte Kavaliendienste ruhig ablehnen können. Während der Fahrt lesen Sie ein Buch oder eine Zeitung, isoliren Sie sich ein wenig, aber doch nicht so sehr, daß man Ihre Anwesenheit vergißt und die Konversation über Ihr Köpfchen hinweg führt. Von Zeit zu Zeit werfen Sie einen Blick aus dem Fenster und fixiren Ihre Mitreisenden, um

dieselben an Ihre Anwesenheit zu erinnern. Aber hüten Sie sich, bei diesem Experiment die Aufmerksamkeit eines männlichen Augenpaares auf sich zu lenken, denn alle Passagiere beobachten Sie mit Argusaugen und hoffen, ein klein wenig über Sie skandalisiren zu können. Auf die nicht mehr ungewöhnliche Frage: „Genirt Sie der Rauch, Madame?“ antworten Sie, daß dieß thätächlich der Fall sei, aber ohne Gereiztheit. Viele schöne Reisende schlagen nämlich in diesem Falle einen pikanten, befehlshaberischen Ton an, welcher den in seinen Gewohnheiten beeinträchtigten Mitpassagier zur Opposition reizt und peinliche Szenen herbeiführt. Aber Sie sind kein Kind, Madame, sondern eine liebenswürdige, feinfühlende junge Frau, und werden gewiß aus eigenem Zartgefühl alles das beobachten, was wir gesagt haben oder noch zu sagen hätten. Also „Glückliche Reise!“ und „Auf Wiedersehen!“

*

Eine arabische Legende. Die Märchenerzähler in den Straßen von Kairo berichten folgende tiefinnige Legende: Ein Mufelmann, der vor der Pest floh, begegnete einem Engel. „Warum entfliehst Du aus der Stadt Deiner Väter?“ fragte ihn der Geist. — „Weil alle meine Weiber und Kinder gestorben sind und mein Haus verödet ist.“ — „Und wohin?“ — „Zu meinem Bruder, dort hoffe ich ein Unterkommen zu finden.“ — „Du hoffst vergeblich; auch Deinen Bruder und seine ganze Familie hat die Pest dahingerafft.“ — „Dann will ich umkehren.“ — „Fürchtest Du Dich dem nicht vor der Pest?“ — „Jetzt nicht mehr; sie mag kommen.“ Einen Augenblick stand der Araber in seinem Schmerz versunken und starzte vor sich hin. Dann fragte er den Engel, den er für einen Wandersmann hielt: „Wie kommt es, daß Dein Anblick mich mit Trost erfüllt?“ — „Alle Unglücklichen hoffen auf mich.“ — „Wer bist Du?“ — „Ich bin Azrael, der Engel des Todes.“ — „O, nimm mich mit Dir, Freund!“ — „Noch nicht; später sehen wir uns wieder.“ — „Wann?“ fragte der Araber. — „Mit einem langen, unbeschreiblichen Blick sah ihn der Engel an. Dann sagte er: „Wenn Du glücklicher sein wirst!“ und ging an ihm vorüber.“

*

Französische Galanterie. Ein der französischen Gesandtschaft in Berlin attachirter Diplomat befand sich in Gesellschaft einer Dame, die in einer wichtigen Angelegenheit fast eine Stunde ohne Unterbrechung zu ihm gesprochen hatte. Schließlich meinte sie: „Sie werden glauben, daß ich mich sehr gerne sprechen höre.“ Mit seinem Lächeln antwortete der Diplomat: „Ich weiß, Madame, daß Sie die Musik lieben.“

*

Taktlos. Staatsanwalt (zum Angeklagten): Sie haben also weiter nichts zu Ihrer Vertheidigung anzuführen? — Angeklagter: Herr Präsident, Sie können unmöglich so taktlos sein, mich an einem Tage wie dem heutigen zu verurtheilen. — „Was für ein Tag?“ fragt der Staatsanwalt verdutzt. — „Sie sollten aus den Akten wissen, mein Herr, daß heute — mein Geburtstag ist.“

*

Ländlich, stilllich. Ein junger Japanese, der zum ersten Male Europa besuchte und sich in Berlin befand, meinte zu seinem Führer: „Man sollte glauben, die Deutschen seien alle Doktoren.“ — „Warum?“ — „Weil sie einander nicht begegnen können, ohne sich gegenseitig die Hände zu befehlen und zu fragen: Wie geht es Ihnen?“

*

Ein schwacher Raucher. Ein Herr wurde seines vielen Rauchens wegen von einem Bekannten getadelt. „Ich bin aber doch ein so mäßiger Raucher,“ vertheidigte sich dieser, „ich rauche nie mehr als eine Cigarre auf einmal.“

*